

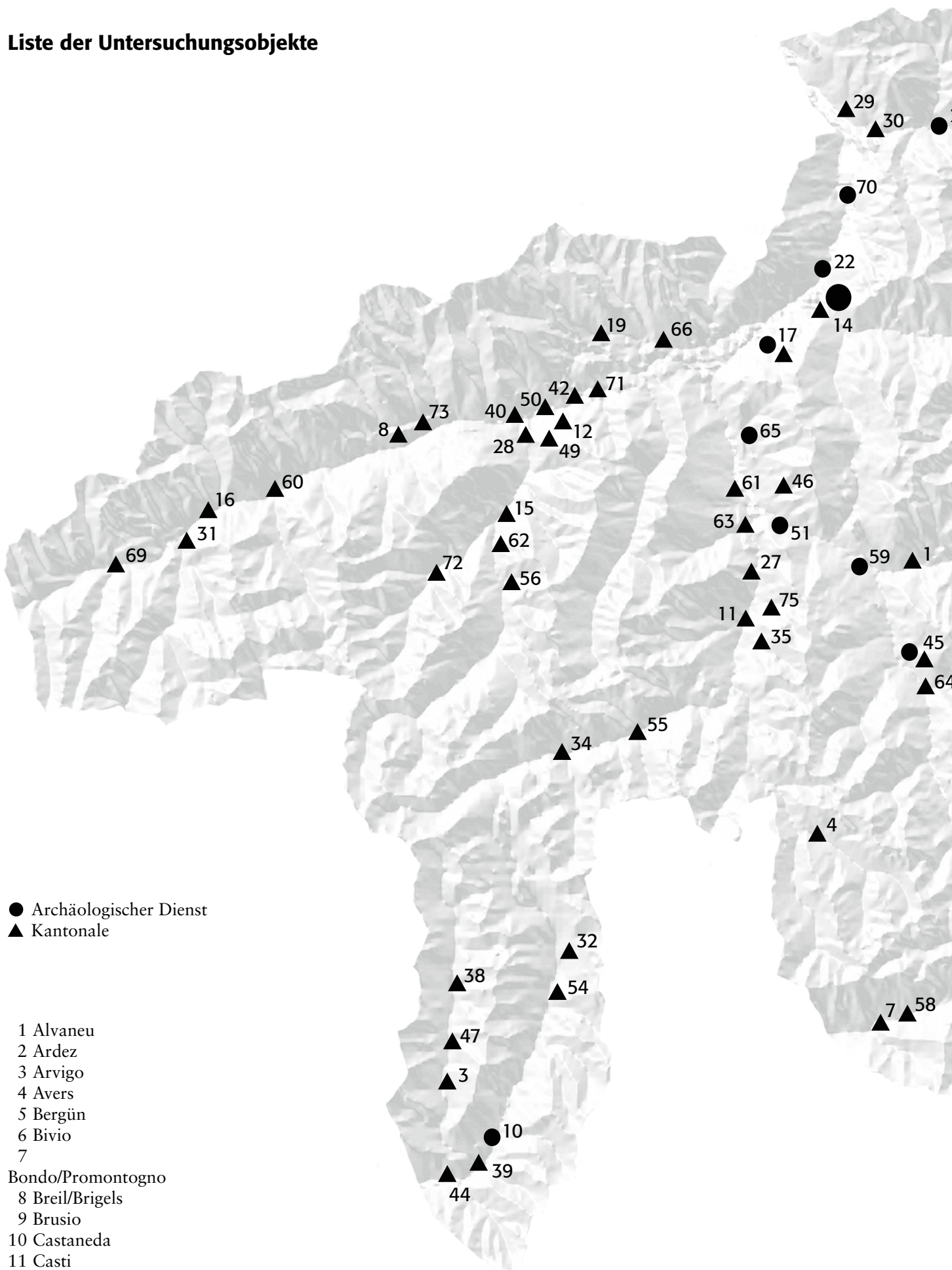
Archäologischer Dienst Graubünden
Denkmalpflege Graubünden

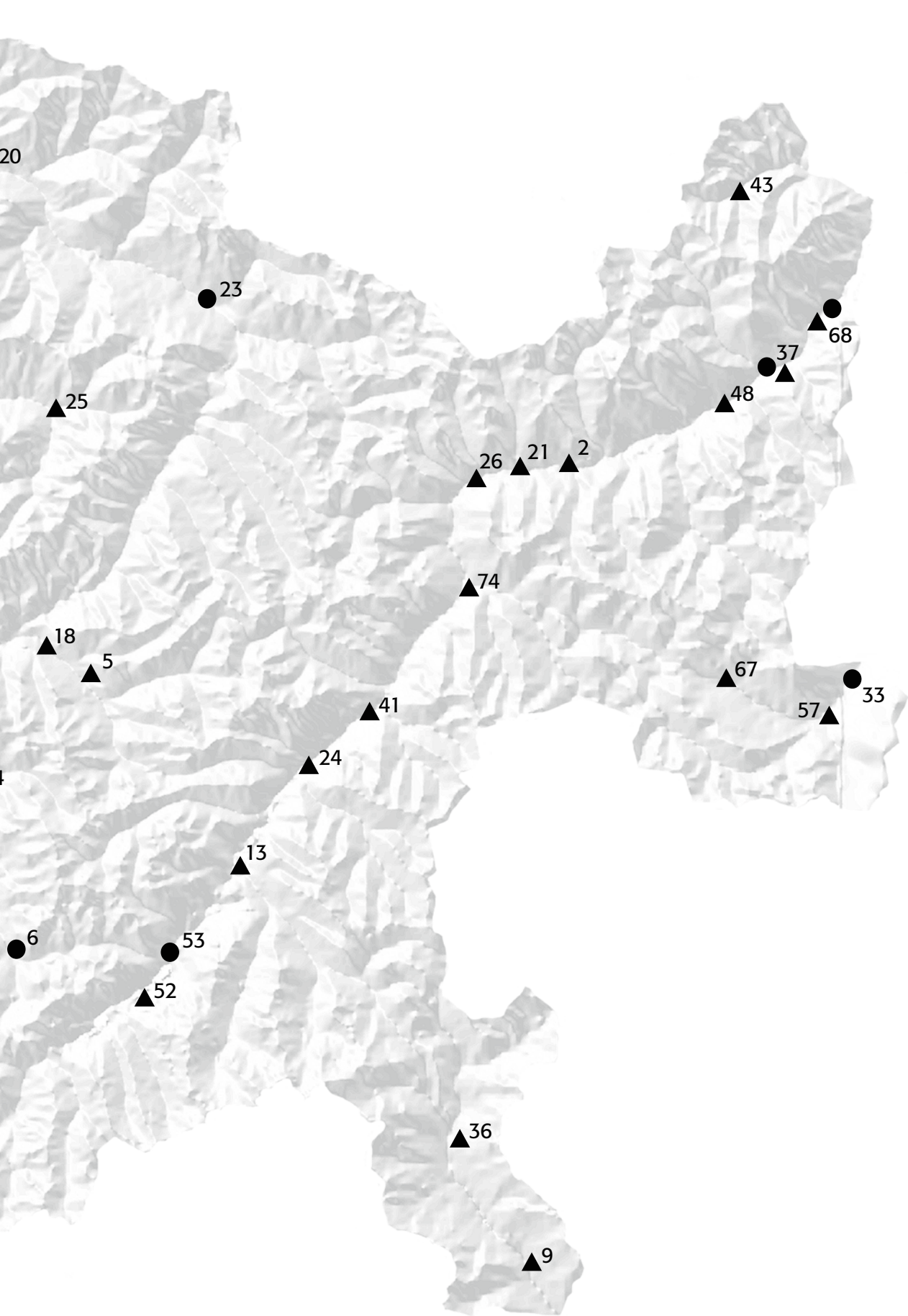
Jahresberichte



1997

Liste der Untersuchungsobjekte





1997

**Jahresbericht des Archäologischen
Dienstes Graubünden und
der Denkmalpflege Graubünden**

Inhalt

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

		Vorwort des Kantonsarchäologen	3
Impressum	Hans Rudolf	Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung	
Redaktion	Sennhauser	im Kloster St. Johann	7
Urs Clavadetscher	Hans Seifert	Chur, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai	13
Marc A. Nay	Manuel Janosa	Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus	
Gestaltung und Satz		in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)	20
Gassner & Seger,	Alfred Liver	Chur 1997. Die mittelalterliche Stadtbefestigung	
H. P. Gassner		am Postplatz	25
Lithos und Druck	Mathias Seifert	Domat/Ems, Crestas, Ur- und frühgeschichtliche	
Gasser Print AG		Siedlungsreste	28
Titelbild	Arthur Gredig	Kloster-Serneus, Gruob 1995/96	36
Ehemaliges Dominikaner-	Alfred Liver	Die Ausgrabungen in Silvaplana/Surlej	41
Kloster St. Nicolai;	Mathias Seifert	Das neu eingerichtete Dendrolabor des Archäologischen	
Backsteinwerkstück:		Dienstes Graubünden und seine Tätigkeit	45
Kreisrunder (Ø ca. 38 cm)		Kurzberichte	50
Schlussstein mit Darstellung		Abkürzungen	66
eines geflügelten Löwen			
und Inschrift S Marcus.			

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

		Allgemeines	67
		Mitarbeiterspiegel	68
		Überblick über die Tätigkeit der Kantonalen	
		Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1997	69
Hans Rutishauser		Die Gesamtrestaurierung der katholischen Ferialkirche	
		St. Martin, Tersnaus	73
Thomas F. Meyer		Zur Restaurierung und Umbau der Chesa Perini,	
		vormals Albertini in La Punt	79
Peter Mattli		Malans, Haus Grass Nr. 68	84
Augustin Carigiet		Tinizong, ein Neubau von 1876 auf Grundmauern des 14. Jh.	86
Sandra Nigsch		Die Bauten der Getreidewirtschaft in Graubünden	90
Peter Mattli		Bäckerei, Wäscherei, Schlachthof und Tierfutteraufbereitungs-	
		anlage unter einem Dach – unsere Back- und Waschkhäuser	101
Augustin Carigiet		Die Restaurierung der Torre Pala in San Vittore	104
Augustin Carigiet		Waltensburg, Burgruine Jörgenberg	110

Vorwort des Kantonsarchäologen

In den letzten beiden Jahren verstarben zwei langjährige Mitarbeiter des Archäologischen Dienstes. 1996 mussten wir den plötzlichen Tod des ersten Kantonsarchäologen, Christian Zindel, beklagen und 1997 verschied Alois Defuns, Ausgrabungstechniker, nach kurzer schwerer Krankheit. Ihnen beiden wird in zwei Nachrufen zu Beginn des Jahresberichtes gedacht.

Die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen im ehemaligen Dominikanerkloster St. Nicolai in Chur wurden 1997 weitergeführt. Ein Zwischenbericht orientiert über die wichtigsten Ergebnisse und Funde. In zwei weiteren Artikeln wird über die bewegte Vergangenheit des Hauses Poststrasse 30 und die mittelalterliche Befestigung am Postplatz in Chur berichtet. Mehrere Ausgrabungsplätze im Bereiche von Crestas in Domat/Ems erbrachten wichtige Hinweise zur ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit dieses Dorfes. In einem Vorbericht werden sie vorgestellt. Den Abschluss der

grösseren Beiträge bilden die Ergebnisse von zwei Untersuchungen, die frühneuzeitlichen Profanbauten galten. Die eine aus Klosters, die andere aus Silvaplana/ Surlej.

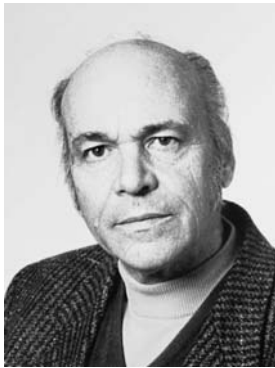
Die Arbeiten in Tumejl/Tomils, Sogn Murezi ruhten 1997 aus verschiedenen Gründen. Für 1998 ist die Fortsetzung der Ausgrabungen vorgesehen. Die Untersuchungen in Haldenstein 'Auf dem Stein' werden in einem der nächsten Jahresberichte ausführlicher behandelt.

Zahlreiche kleinere Ausgrabungen, Sondierungen und Einzelfunde werden in Kurzberichten vorgestellt.

Im Mai 1997 konnte die permanente Ausstellung im Schutzbau Areal Ackermann eröffnet und in 30 Führungen im Laufe des Jahres der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Die Kurzberichte sind mit den Initialen der Autoren gekennzeichnet:

Arthur Gredig	(A. G.)
Jürg Rageth	(J. R.)
Manuel Janosa	(M. J.)
Mathias Seifert	(M. S.)



Christian Zindel † (1931-1996)

Am 29. August 1996 verstarb Alt-Kantonsarchäologe Christian Zindel an einem Herzversagen.

Der Verstorbene wurde am 28. Juni 1931 in Weesen SG geboren, wo er auch eine glückliche Jugendzeit verbrachte. In Weesen besuchte er die Primarschule, in Appenzell das Gymnasium, das er 1951 an seinem zwanzigsten Geburtstag mit der Maturitätsprüfung abschloss.

1955 promovierte er an der Handelshochschule St. Gallen zum Mag. Oec.

In Kaltbrunn SG wirkte er mehrere Jahre an einer Mittelschule als Lehrer. Von hier aus nahm er in den Schulferien mehrmals an den Ausgrabungen von Prof. Rudolf Laur-Belart im Bereiche des frühromischen Wachturmes auf dem Biberlichopf am Walensee teil. Diese Grabungen wurden für Christian Zindel gewissermassen zum Schlüsselerlebnis; sie weckten in ihm eine grosse Leidenschaft für die archäologische Forschungstätigkeit, die für seine spätere berufliche Zukunft massgebend wurde.

1962 zog Christian Zindel mit seiner Familie nach Chur um, nachdem er als Lehrer an die Handelsschul-Abteilung der Bündner Kantonsschule gewählt worden war.

Auch hier nahm er regelmässig an archäologischen Ausgrabungen des Rätischen Museums teil, die er teilweise auch leitete, so zum Beispiel an den Ausgrabungen in Chur-Welschdörfli – Areal Dosch und Markthallenplatz und an den Grabungen im Urnengräberfeld von Tamins-Unterm Dorf, deren Bedeutung er von Anfang an erkannte. Nebenberuflich begann sich Christian Zindel auf dem Gebiete der Archäologie fortzubilden, indem er während mehreren Jahren regelmässig die Vorlesun-

gen und Seminarien von Prof. Dr. Emil Vogt an der Universität Zürich zum Thema der Urgeschichte besuchte.

Als 1967 in Graubünden die Stelle eines Kantonsarchäologen ausgeschrieben wurde, bewarb sich Christian Zindel für dieses Amt und wurde auch als erster Bündner Kantonsarchäologe gewählt. Dem Archäologischen Dienst Graubünden stand er von 1967 bis 1989 vor. Es gelang ihm, in diesem Zeitraum aus einer kleinen Amtsstelle mit vier vollamtlichen Mitarbeitern einen stattlichen Dienstbetrieb mit dreizehn vollamtlichen Mitarbeitern und einem beachtlichen temporären Mitarbeiterstab aufzubauen.

Christian Zindels archäologische Interessen galten in erster Linie der Urgeschichtsforschung, die ihn mit zahlreichen Fachkollegen in Freundschaft verband, so zum Beispiel mit Dr. h. c. David Beck (FL), mit Dr. h. c. Benedikt Frei (SG), mit Prof. Dr. Elmar Vonbank (Bregenz), mit Dr. h. c. Renato Perini (Trento) um nur einige zu nennen.

Von ganz besonderer Bedeutung waren für Zindel die Felszeichnungen von Sils i. D. – Carschenna, die nur wenige Jahre vor seinem Amtsantritt entdeckt und freigelegt worden waren. Zindel begleitete zahlreiche interessierte Vereine und Gesellschaften nach Carschenna und nahm diesbezüglich auch an mehreren internationalen Kongressen in der Val Camonica teil. Seine Vorträge über die Felszeichnungen von Carschenna stiessen auf grosses Interesse und auch seine Vorberichte zu diesen Felsbildern von 1967 behielten bis heute ihre Gültigkeit.

Als Schüler von Prof. Emil Vogt war Christian Zindel besonders stark an der Jungsteinzeitforschung interessiert. Es war für ihn eine grosse Genugtuung, dass in sei-

ner Amtszeit die bislang älteste Fundstelle Graubündens, nämlich die mesolithisch-neolithische Station Mesocco-Tec Nev, aber auch die jungsteinzeitlichen Siedlungen von Chur-Areal Ackermann und Zindel, Tamins-Crestis und Castaneda-Pian del Remit entdeckt und teilweise ausgegraben wurden. Insbesondere die Spuren eines jungsteinzeitlichen Pflugackerbaus in Chur-Areal Ackermann und Castaneda faszinierten Christian Zindel in hohem Masse.

Grosse Bedeutung hatte für den Hingeschiedenen auch das Urnengräberfeld von Tamins, die eisenzeitlichen Siedlungsreste von Chur-Markthallenplatz und -Ackermann und auch die ältereisenzeitliche Nekropole von Mesocco-Coop. Unter seiner Oberaufsicht wurde ein grosser Teil des römischen Vicus von Chur-Welschdörfli ausgegraben und dokumentiert. Ein spezieller Höhepunkt war für ihn die Bergung der römischen Wandmalereien von Chur-Areal Ackermann im Jahre 1975, an der er persönlich teilnahm. Wenn diese Wandmalereien heute im Schutzbau Areal Ackermann im Original bewundert werden können, so ist dies mit das Verdienst Christian Zindels; er war es, der sich in grossem Mass für die Erhaltung der römischen Gebäude in einem Schutzbau einsetzte und diesen Schutzbau überhaupt initiierte.

Unter Christian Zindels Oberaufsicht wurden aber auch weitere bedeutende Siedlungsplätze Graubündens erforscht, so zum Beispiel die bronzezeitlichen Stationen von Savognin-Padnal, Chur-Areal Karlihof/Sennhof und Maladers-Tummihügel, ebenso die spätrömisch-frühmittelalterliche befestigte Siedlung von Castiel-Carschlingg. Christian Zindel war es auch immer ein grosses Anliegen, darauf hinzuweisen, dass der Kanton Graubünden in urgeschichtli-

cher Zeit nicht nur von einer einheitlichen ethnischen Gruppierung besiedelt wurde, die von historischer Seite zuvor vereinfachend als «rätisch» bezeichnet worden war, sondern er betonte immer wieder, dass mindestens drei verschiedene urgeschichtliche Kulturen im bündnerischen Raum vorhanden waren, die zugleich sowohl stark unter südlichem als auch nördlichem Einfluss standen.

Aus gesundheitlichen Gründen trat Christian Zindel 1989 vorzeitig in den Ruhestand. Nachdem es um seine Person mehrere Jahre ruhig geworden war, begann er 1995 wieder vermehrt den Kontakt zu seinen Kollegen und ehemaligen Mitarbeitern zu suchen. Im Frühjahr 1996 beabsichtigte er noch, den von Dr. Alexander Tanner in den Jahren 1963-68 ergrabenen spätbronzezeitlichen und ältereisenzeitlichen Siedlungskomplex von Trun-Darvella zu veröffentlichen, ein Unterfangen, das ihm durch seinen frühzeitigen Tod versagt geblieben ist.

Jürg Rageth



Alois Defuns-Sgier † (1944-1997)

In der Nacht vom 4. zum 5. Dezember 1997 verschied Alois Defuns nach schwerer, mit grosser Tapferkeit und Geduld ertragener Krankheit.

Alois Defuns wurde am 1. September 1944 als Ältestes von vier Geschwistern in Trun geboren. Hier wuchs er auch auf und besuchte die Primar- und Sekundarschule. Zeit seines Lebens empfand er eine enge Verbundenheit zu Trun und hielt sich auch sehr oft dort auf. Die Lehre als Tiefbauzeichner machte er in Chur. Diesen Beruf übte er dann auch in Chur und Buchs aus. 1969 kam er als Zeichner zum Archäologischen Dienst Graubünden. 1977 bestand er die Prüfung des Verbandes Schweizerischer Kantonsarchäologen und des Verbandes des archäologisch-technischen Grabungspersonals als archäologischer Grabungstechniker. Diese Funktion übte er bis zu seinem viel zu frühen Tode aus.

Am 30. Juni 1973 verheiratete sich Alois Defuns mit Rosita Sgier. Die Geburt seines Sohnes Maik am 21. Februar 1976 bedeutete wohl neben seiner Heirat das wichtigste Ereignis in seinem Leben. Einen stolzen und fürsorglicheren Vater konnte man sich kaum vorstellen. Überhaupt war für Alois das Familienleben sehr wichtig, was sich auch in seinem ausgeprägten Familiensinn äusserte.

Die Natur bedeutete Alois sehr viel. So konnte man ihn sehr oft auf den Maiensässen Dalisch und Barcuns antreffen. Auch die Jagd, die er leidenschaftlich ausübte, war für ihn viel eher ein Gespräch mit der Natur, als die Absicht, sich Nahrung zu verschaffen. Dazu kam die für ihn so wichtige gute Kameradschaft mit seinen Jagdkollegen.

Eine grosse Zahl von Ausgrabungen bleiben mit den Namen von Alois Defuns verbunden. Es seien hier nur einige erwähnt, die ihm besonders am Herzen lagen.

Über viele Jahre leitete er Ausgrabungen im Bereiche des Markthallenplatzes, so auch auf dem Areal der ehemaligen Gärtnerei Ackermann. Im Mai 1997 durfte er noch miterleben wie die permanente Ausstellung im Schutzbau über den römischen Ruinen eingeweiht wurde. Einen Höhepunkt stellten sicher die zwischen 1978 und 1980 unter der Leitung von Alois Defuns durchgeführten Ausgrabungen in Castaneda /Pian del Remit dar. Konnte doch hier einer der wenigen Nachweise von jungsteinzeitlichem Pflugackerbau in der Schweiz und in Mitteleuropa erbracht werden. Ferner betreute er mehrere Ausgrabungen im Bündneroberland. Hier fühlte er sich besonders wohl, weil er auch die Möglichkeit besass, sich mit der interessierten Bevölkerung in seinem geliebten Romanisch zu unterhalten. Seinen letzten Arbeitsort, den Ausgrabungsplatz der mittelalterlichen Kirchenruine Sogn Murezi in Tumegl/Tomils, musste Alois Defuns unerwartet plötzlich verlassen.

Wir alle werden Alois Defuns nicht nur wegen seiner Zuverlässigkeit, sondern vor allem auch wegen seiner Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit in bester Erinnerung behalten.

Urs Clavadetscher

Bericht über das Arbeitsjahr 1997

I. Personelles

Die örtliche Equipe umfasst Dr. J. Goll (örtl. Leiter), R. Böhmer, L. Büchi, W. Fallet, S. Hauschild, W. Peter, E. Tscholl, M. Mittermair, K. Bourlout.

R. Böhmer ist weiterhin für die Arbeit an seiner Dissertation beurlaubt.

Seit Februar arbeitet Martin Mittermair, cand. phil. I., als angehender Techniker, seit April Kaarina Bourlout (dipl. Ing. Agr. ETHZ und dipl. Wiss. Zeichnerin) als Zeichnerin mit.

K. Mimon hat während neun Wochen als Zeichner ausgeholfen.

Frau L. Büchi hat von ihrem dreimonatigen Mutterschaftsurlaub bisher zwei Monate bezogen.

Praktikanten während eines Vierteljahres: Frank Schleich, Stud. phil. I, Gaby Weber, Stud. phil. I, beide Universität Zürich.

II. Arbeitsplätze

1. Heiligkreuzkapelle

Die Grabung in der Kapelle und im unmittelbaren Umgelände ist abgeschlossen. Endgültige Resultate setzen eine Bauuntersuchung voraus, die erst im Zusammenhang mit der Innenrestaurierung möglich wird. Bis jetzt lässt sich folgendes festhalten: 1. Mindestens die unteren Teile der heutigen Umfassungsmauern der Kapelle haben zusammen mit Karolingisch II (Neubau des Konvent-Osttraktes auf den alten Fundamenten) bestanden. Dies ergibt sich aus den stratigraphischen Beobachtungen

im Westen der Kapelle. 2. Die heutige Kapelle war mit einer breitansetzenden Ostapsis grundgelegt, die höchst wahrscheinlich im Verlaufe der Bauarbeiten zugunsten der heutigen engeren, den seitlichen Apsiden angenäherten Apsis aufgegeben wurde (Planänderung). 3. Mit einer tiefen Ausgrabung wurde in die eben erstellte Hauptapsis ein geräumiger Holzkasten eingebaut. Der verlorene Fussboden der Apsis könnte den Deckel gebildet haben. Eine Lücke in der Wandkonstruktion deutet auf einen Zugang im Nordwesten. Möglicherweise handelt es sich um eine Gruft. Sie ist vor 1500 verfüllt worden. In der Auffüllung fanden sich Grabplattenfragmente und Reste von schlecht erhaltenem frühmittelalterlichem Stuck. Auf der zerstörten und verfüllten Gruft steht der Altar aus der Zeit um 1500. 4. Unter den Öffnungen der Seitenapsiden ziehen auf der Flucht der Längswände Trockenfundamente durch, die mindestens im Arbeitsvorgang älter sind als die gemörtelten Kapellenfundamente. Die Trockenfundamente könnten hier von einem älteren Bau herrühren; die Frage liess sich nicht eindeutig klären.

2. Norpertrakt

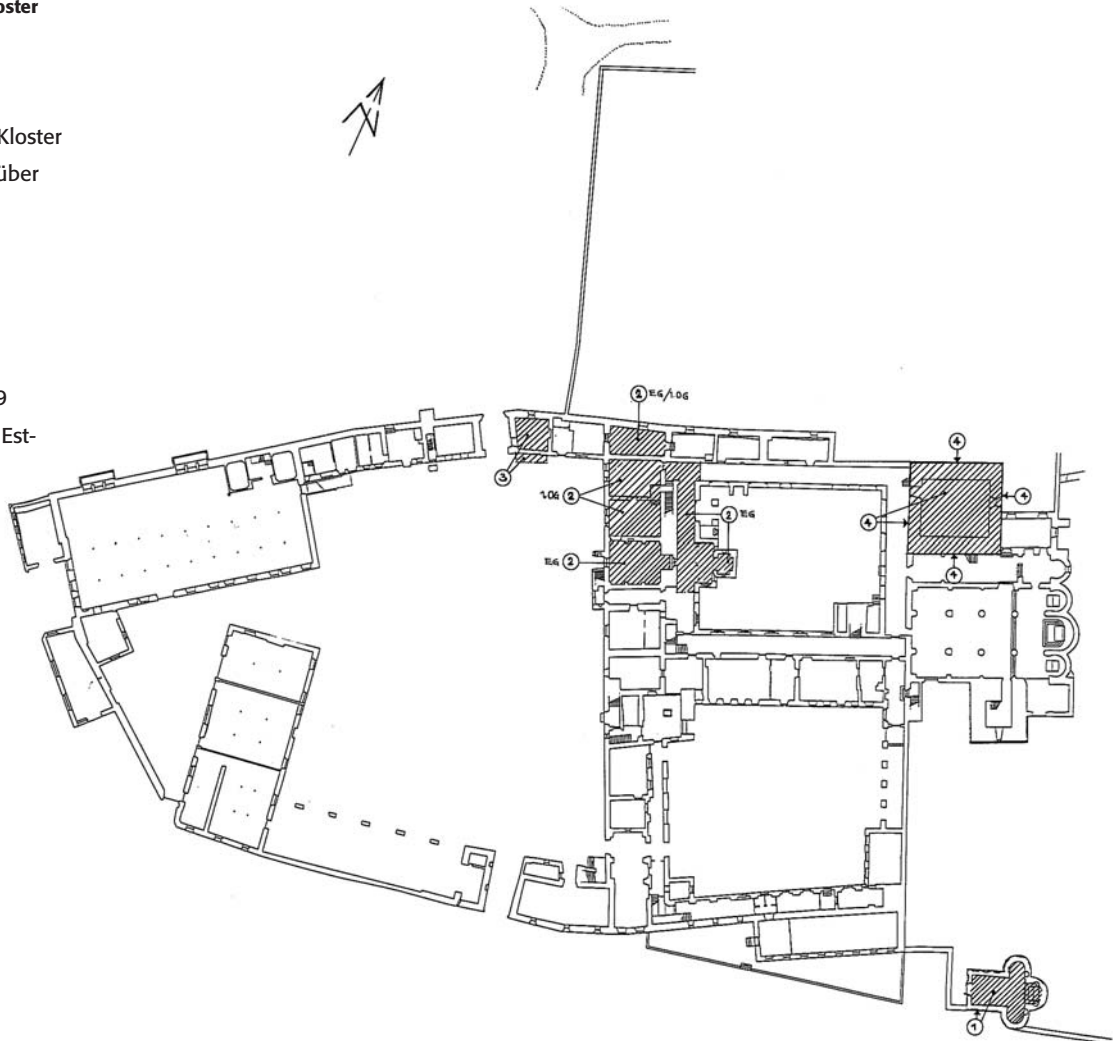
– Raum 27 westlich der Ulrichskapelle, Erdgeschoss des romanischen «Wohnturmes»

Der Raum ist in spätgotischer Zeit eingewölbt worden. Damals und deswegen wurde der Boden soweit abgesenkt, dass alle früh- und hochmittelalterlichen archäologischen Reste verloren gingen, und die romanischen Umfassungsmauern wurden unterfangen. Trampelpfade zwischen Fass- oder Gestell-Lagern vor den Seitenwänden führten von der westlichen Türe (zum Westhof) zur Türe in den Kreuzgang,

**Müstair, Ausgrabung und
Bauntersuchung im Kloster
St. Johann**

Abb. 1: Müstair 1997, Kloster
St. Johann; Übersicht über
die Ausgrabungs- und
Untersuchungsplätze:

- 1 Heiligkreuzkapelle
UG/Südfassade
- 2 Norpertrakt
- 3 Nordtrakt, Raum 59
- 4 Plantatum, 1. OG, Est-
rich, Fassaden.



die 1568 in den ehemaligen weiten Rund-
bogendurchgang zur Ulrichskapelle einge-
baut wurde.

– *Westlicher Kreuzgangarm und Doppel-
kapelle*

Wir haben moderne Zementboden-
schichten und -flicke sowie betonierte Heiz-
leitungskanäle abgetragen. Im Schiff der
Ulrichskapelle (Raum 26) liegt jetzt ein äl-
terer Mörtelboden und nördlich anschlies-
send im westlichen Kreuzgangarm 11w
eine Pflästerung frei. Die weitere Ausgra-
bung und die Untersuchung des Äusseren
der Doppelkapelle mussten wegen der Ar-

beiten am Plantatum abgebrochen wer-
den. Im Apsisinneren der Niklauskapelle
haben Freilegungsarbeiten von O. Emme-
negger eine Weiheinschrift (Bischof Thiet-
mar, 1040-1070) erbracht.

– *Ehemalige Schreinerei Raum 89*

Im Hinblick auf eine Benützung als Mu-
seumsraum wurden in der ehemaligen
Schreinerei ein Zwischenwändchen und ein
Ofen beseitigt sowie sämtliche Bretterbö-
den und Mörtelbodenflicke bis auf den go-
tischen Mörtelboden abgetragen. An der
Südwand wurden die stark gestörten jün-
geren Verputzschichten entfernt und der ro-

manische Verputz freigelegt. An den übrigen Wänden kann man den gotischen Verputz halten.

Alle Umfassungsmauern des Raumes sind frühromanisch, durch dendrochronologische Untersuchung der zugehörigen Bodenbalken und Türstöcke auf 1035 datiert. Bei der Wanduntersuchung des nördlich angrenzenden Raumes 88 wurden in der rasapietraverputzten Nordfassade des doppelgeschossigen frühromanischen Gebäudes zwei kleine hochrechteckige Fenster mit innen und aussen verputzten geschrägten Laibungen, Brettstürzen und fast vollständig erhaltenen Fensterstöcken freigelegt. Am Westende dieser Fassade kam eine ebenfalls ursprüngliche Obergeschoss-Türe mit dem Negativ des Türstockes («karolingische Manier») zum Vorschein. Von Schwell- und Sturzholz sind Reste erhalten. Ob dieser Hocheingang über ein Treppenhaus im Norden zugänglich war, kann sich bei der Ausgrabung im Raum 19 klären. Gleich konstruiert wie die Nordtüre, aber mit fast vollständig erhaltenem Holzwerk, ist die etwas breitere Türe am Südende der Ostwand. Auch sie gehört zum frühromanischen Bestand. Sie führte auf ein Podium im östlich angrenzenden Treppenschacht. Vielleicht bestand auch in der Südwand von Raum 89 von Anfang an eine Türe als direkte Verbindung zum romanischen Wohnturm. In der Westwand konnten vier Fenster auf den Wirtschaftshof hinaus nachgewiesen werden. Die Ostwand gegen den Treppenschacht war unbefenstert.

Der Mörtelboden von Raum 89 und der mit dem Boden rechnende Wandverputz stammen wahrscheinlich von 1405, jedenfalls wurde damals der Boden von Raum 89 durch Einziehen zusätzlicher Balken ver-

stärkt und die heutige Balkendecke eingezogen. In dieser Zeit bestand sicher eine Türe zum Wohnturm, vielleicht auch eine nach Westen, auf den Wirtschaftshof hinaus, während die Türen in der Ost- und Nordwand verschlossen wurden. 1648 erfolgte die nächste Umgestaltung, indem ein Mittelpfosten mit Unterzug auf den Fussboden (wohl auf die nachträgliche Unterteilungsmauer im Norperkeller 20/21) gestellt wurde. Der Unterzug stützte den Fussboden der damals eingerichteten Bischofsresidenz im 2. OG. Das 1. OG, dessen Boden schon 1405 beträchtlich verstärkt worden war, diente spätestens jetzt als Kornlager, denn es sind in der Westhälfte durch niedrige Holzwändchen auf ca. 14 cm starken Vierkanthölzern Abteilungen geschaffen worden; daneben bestand in der Außenmauer ein mit Brettern ausgekleidetes Schüttloch gegen den Wirtschaftshof. Die Fenster in der Westwand wurden mehrmals verändert.

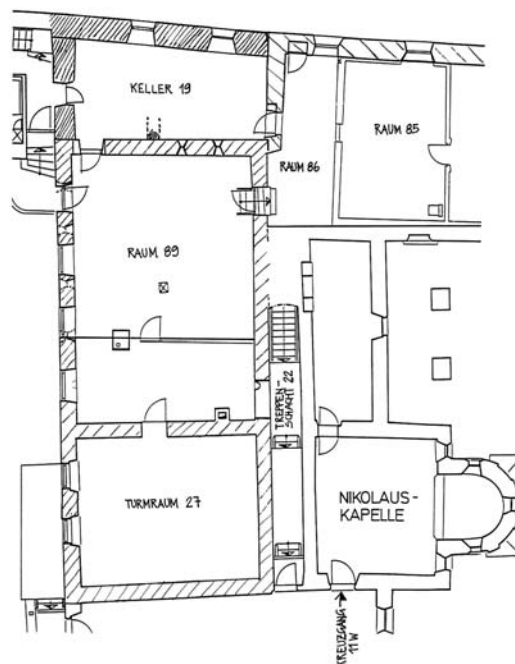


Abb. 2: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Norpertrakt mit Raumnummern.



Abb. 3: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Plantaturm mit Spezialgerüst und Sicherungsgurt im Winter 1997. Im Hintergrund die Klosterkirche.

– *Gewölbter Raum 88 und darunterliegender Raum 19*

An den Wänden wurde der Verputz entfernt. Die Wanduntersuchung ist gut voran gekommen, der Boden von Raum 19 bleibt zu untersuchen. Die beiden Räume sind nachträglich an die Nordfassade des doppelgeschossigen frühromanischen Flankengebäudes (mit Raum 89) angefügt worden, das im Norden den Wohnturm (mit Raum 27) begleitete. Zuerst entstand die Ostmauer; sie bildet den Westabschluss des romanischen (12. Jh.) Konvent-Nordtraktes am Nordhof, der wahrscheinlich an den Nordflügel eines frühromanischen Kreuzganges angebaut war. Dann entstand die Nordmauer von Raum 19/88, welche an die Quaderecke im Nordwesten des romanischen Konventtraktes anschliesst und vielleicht die Fortsetzung der unter dem Nordstall und im Raum 59 gefassten älteren Klostermauer darstellt. Schliesslich wurde die bestehende Westmauer von Raum 19/88 aufgeführt, möglicherweise als

Nachfolgerin einer älteren Mauer – das könnte die in Raum 19 vorgesehene Ausgrabung zeigen.

3. Raum 59

An den Nord-Torturm zum Wirtschaftshof schliesst im Osten ein Raum an, der als Büro des Klosterbauern eingerichtet werden soll. Er ist bisher als Abstellraum und Werkstatt genutzt worden. Die vorgesehenen Baumassnahmen bedingten archäologische Arbeiten an den Wänden und im Boden. Hier konnte die Fortsetzung der bisher ältesten bekannten Klostermauer aus der Zeit «um 1300» gefasst werden, und es wurde deutlich, dass an dieser Stelle zu allen Zeiten – schon vor der Errichtung dieser Mauer und bis in die jüngste Zeit – ein kanalisierter Bach von Norden her in den Wirtschaftshof eingeleitet wurde, der dort sicher «um 1300» ein Wasserrad antrieb (zu einer Schmitte?). Älter als die Klostermauer sind grossformatige Pfostenlöcher, die vielleicht von einer Abschlusswand aus Holz herrühren, wie wir sie westlich des Süd-Torturmes annehmen. Die nördliche Klostermauer wurde um 1500 im Bereich von Raum 59 um Mauerstärke nach Norden versetzt. Die ältere wie die jüngere Mauer rechnen mit dem Bach. Seit wann das Areal südlich der Klostermauer, zwischen nördlichem Torturm und Westtrakt überdacht war und für handwerkliche Tätigkeiten genutzt wurde, wissen wir nicht; der heutige Raum 59 ist jedenfalls erst im Zusammenhang mit dem «Meisterknechtshaus» 1644 entstanden. Ein mehrfach veränderter Ofen in der Nordostecke, der Wasserlauf im Westen mit nachträglich verändertem Wasserbecken und im Verlaufe der Zeit vielfach erneuerter und umgestellter Führung des kanalisierten Bach-

wassers können in ihrem funktionellen Zusammenspiel nicht eindeutig interpretiert werden. Der Raum kann in den letzten Jahrhunderten verschiedenen Aufgaben gedient haben (Käseherstellung? Schlachtraum? «Kühlraum»? Schmiede?). Zuletzt diente er der Aufbewahrung von Landwirtschaftsgeräten.

4. Plantaturm

Auf Wunsch des Bundesamtes für Kultur (BAK), das mit seinem Beitrag eine entsprechende Bedingung verbunden hatte, wurden Arbeiten «im und am Plantaturm» für die erste der beiden Dreijahresperioden nicht vorgesehen. Inzwischen haben sich am Turm aber jene Symptome gezeigt, die vor wenigen Jahren zum Einsturz des Turmes der Fürstenburg in Burgeis (Südtirol) führten.

Die statische Sicherung setzte archäologische Untersuchungen voraus, die vom BAK bewilligt und nach ersten Aufnahmen durch die Denkmalpflege Graubünden von uns durchgeführt wurden. Die intensiven Untersuchungen machten zeitweise den Einsatz der ganzen Grabungsequipe notwendig.

Aus den Grabungen 1993-95 im Oberen Garten wussten wir, dass der Plantaturm nicht erst gegen 1500, sondern ca. 500 Jahre früher erbaut worden war und dass er

von einem Graben und wahrscheinlich mit einer Palisade umzogen war. Inzwischen haben dendrochronologische Untersuchungen von ursprünglichen Armierungs- und Deckenbalken folgende Schlagjahre ergeben: 958/959, 959, 959/960.

Für die Kontrolle der Mauerwerksinjektionen musste im Turm das Wandtäfer teilweise entfernt werden. Die Bauuntersuchungen erbrachten hauptsächlich Erkenntnisse in Bezug auf Veränderungen am Äusseren (Fenster, Aborterker, Verputze usw.), Beobachtungen am Mauerwerk und Feststellungen zur Raumnutzung und -ausstattung.

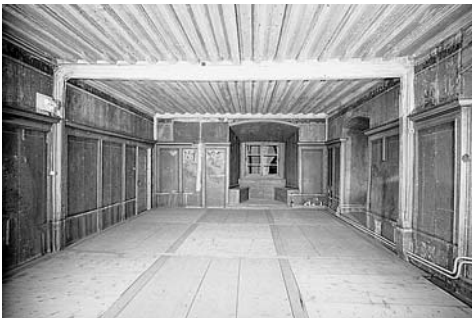
Die Mauerwerksuntersuchung erwies, dass die Umfassungsmauern des Turmes mit grosser Wahrscheinlichkeit bis hinauf zu einer deutlich ablesbaren Pultdachschräge im heutigen Dachgeschoss aus der Bauzeit des 10. Jahrhunderts stammen. Die Entdeckung eines ursprünglichen vertikalen Latrinenkanals in der Nordmauer mit Abortstellen im 1. und 2. OG lässt vermuten, dass der Plantaturm von Anfang an ein Wohnturm war.

Drei grosse Umbauphasen sind bis jetzt in den grossen Zügen fassbar:

1. Ein Umbau im 15. Jahrhundert ist belegt durch zwei Fenster mit Rauhackengewänden und den Ausbruch für einen Aborterker an der Nordfassade. In dieser Zeit

Abb. 4: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Refektorium des Plantaturms: Täfer und Bälkleindecke von 1500, barocke Gesimse und Profile sowie Fassungen von 1762, 1832 und Ende 19. Jahrhundert.

Abb. 5: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Süddapsis der Heiligkreuzkapelle: Kindergräber und sog. Verbindungsmauer am Apsiseingang, die möglicherweise älter ist als die spätkarolingische Kapelle.



**Müstair, Ausgrabung und
Bauuntersuchung im Kloster
St. Johann**

Abb. 6: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Westtrakt: Ehemalige Nordfassade der Bischofsresidenz von 1035 mit Fugenstrichmauerwerk und originalen Fenstern; Boden und Gewölbe sind aus dem 17. Jahrhundert.



Abb. 7: Müstair 1997, Kloster St. Johann; Westtrakt: Fugenstrichmauerwerk der ehemaligen Nordfassade der Bischofsresidenz von 1035.

entstand wohl auch der vor einigen Jahren nachgewiesene Wohnannex an der Nordflanke des Turmes.

2. Nach dem Brande von 1499 richtete Äbtissin Angelina von Planta im 1. OG das getäferte Refektorium ein, ein Dormitorium im 2. OG und auch die Treppe ins 3. OG, dessen damalige Funktion noch zu bestimmen ist.

3. In der Frühbarockzeit entstand 1663 der heutige Dachstuhl im leicht aufgehöhten und mit Schwalbenschwanzzinnen versehene Turm. Der Umbau brachte vermutlich schon damals die Zellen im 3. OG.

Als besonders ergiebig erwies sich die Erforschung des grossen Saales im ersten Obergeschoss. In der Planta-Zeit entstand das grosse Tonnengewölbe, das den Turmkeller von Norden nach Süden in ganzer Breite überspannt. Darauf wurde nach dem Brand von 1499 die Unterteilungsmauer gestellt, die Gang und Treppenhaus abtrennt. Seither diene das erste Obergeschoss als Refektorium. Im Verlaufe der Zeit wurde der getäferte Raum mehrfach umgestaltet, bis das Refektorium 1878 in den Quertrakt der Klosteranlage verlegt wurde. Von allen Stadien des Refektoriums



sind Wandbänke, der Platz der Lesekanzel, gelegentlich die Stelle des Wandkreuzes und die Anordnung des Lavabo aus Negativen in der Täferbemalung abzulesen.

III. Fundbearbeitung, Auswertung und Publikationsvorbereitung

Die im Bericht über das Arbeitsjahr 1996 genannten Arbeiten werden weitergeführt. Hinzugekommen sind:

Grundlegung eines Gräberplanes auf CAD-Basis für das gesamte Klosterareal, ein Projekt über archäometallurgische Untersuchungen der Schlacken- und Metallfunde, das von Walter Fasnacht in Zusammenarbeit mit der EMPA durchgeführt wird.

Ferner ist die Bestimmung der Tierknochen durch Bruno Kaufmann in Gang gekommen und ein umfangreiches Programm dendrochronologischer Bestimmungen durch die Gebrüder Orcel in Moudon konnte abgeschlossen werden.

Luzia Tonezzer, stud. phil. I, bearbeitet im Rahmen einer Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich die Öfen und Feuerstellen aus der Klosteranlage Müstair.

Die Städtische Schul- und Verwaltungsliegenschaft Nicolai am Kornplatz wird einer baulichen Sanierung unterzogen. Die Realisierung erstreckt sich über zwei Etappen und soll auf Ende 1998 abgeschlossen sein.

Im Mittelalter stand hier das zwischen 1288 und 1299 erbaute Dominikaner-Kloster St. Nicolai.¹

Damit bei den geplanten Eingriffen keine für die Stadtgeschichte wichtigen Zeugnisse verloren gehen, wurden eine Reihe vorgängiger archäologischer Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk der betroffenen Bauteile ebenso wie teilweise auch im Boden notwendig. In einer 1. Etappe (Sommer 1996 bis Herbst 1997) konnten der gesamte Südflügel (Klosterkirche) sowie einzelne Erdgeschoss-Räume im Ostflügel (Konventgebäude) der Anlage detailliert untersucht und dokumentiert werden. Gleichzeitig mit den Bauarbeiten durchgeführte Leitungsbauten im Schulhof und im Bereich der Klostergasse sowie der Aushub für zwei Abfallcontainer auf dem Kornplatz waren Anlass zu weiteren archäologischen Abklärungen.

Diese Arbeiten sind abgeschlossen und brachten eine Fülle wichtiger Informationen.

Es zeigte sich, dass trotz Stadtbränden, Nutzungsänderungen, Abbrüchen, Um- und Neubauten ausserordentlich viel originale Bausubstanz aus dem 13. Jh. erhalten geblieben ist.

Die bestehenden Bauten belegen mit ihrer mehr als siebenhundert Jahre alten Geschichte wesentliche Aspekte der Kloster-, Wirtschafts-, Zunft-, Schul- und Stadtgeschichte.

Von grosser Bedeutung für die Geschichte der Stadt Chur ist auch der Nach-

weis von archäologischen Strukturen, die vor den Bau der Klosteranlage zurückreichen.

Der vorliegende Text beinhaltet eine kurze Zusammenfassung der bisher wichtigsten Ergebnisse. In einem der nächsten Jahresberichte werden die Befunde und Funde ausführlich vorgestellt.

In den Sektoren, welche im Rahmen dieser Ausgrabungen flächig bis auf den gewachsenen Boden freigelegt wurden, zeigten sich Siedlungsschichten und Überreste baulicher Strukturen, welche hier vor der Niederlassung des Predigerklosters bestanden haben.

Die stratigrafischen Zusammenhänge zwischen den Grabungsflächen sind durch einen neuzeitlichen Kellereinbau gänzlich zerstört, so dass die relativchronologischen Verhältnisse der Befunde untereinander archäologisch nicht oder nur bedingt zu ermitteln sind.

Der natürlich gewachsene Grund zeigt überall einen gleicherart geschichteten Aufbau: zuunterst Flussschotter (Plessur) mit unregelmässig verlaufender Oberfläche, darüber eine weitgehend sterile Schicht aus grünlichem Lehm-Sand, welche als eingeschwemmt zu interpretieren ist.

Im Bereich des späteren Langhauses konnten über dem anstehenden Boden drei vorklosterzeitliche Kulturschichten konstatiert werden. Der älteste fassbare Horizont, der mit menschlichen Aktivitäten in Zusammenhang steht, war eine (dunkel-)braune, lehmig-humose-(leicht kiesige) Schicht. Diese Schicht enthielt viele Kohlepartikel, und vereinzelt war etwas Mörtelgriess vorhanden, ferner eine bescheidene Menge Fundgut: eine römische Münze (Follis, Prägung des Gratian, Valentinian II. oder Theodosius 378-383/88), ein Splitter von

1 Die vorliegenden Daten zur Baugeschichte beruhen auf den Forschungen Poeschels: POESCHEL ERWIN, in KdmGR VII, 1948, S. 275ff.

**Chur, Ehemaliges
Dominikaner-Kloster
St. Nicolai**

Abb. 8: Chur 1997, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai; Münzen des Hortfundes:

- 1 Mailand, Kaiserliche Münzstätte unter Otto I. (962-973), Denaro scodellato;
- 2 Pavia, Kaiserliche Münzstätte unter Otto I. (962-973), Denaro;
- 3 Breisach, Herzog von Schwaben Burchard III. (954-973), Pfennig. Mst. 2:1.

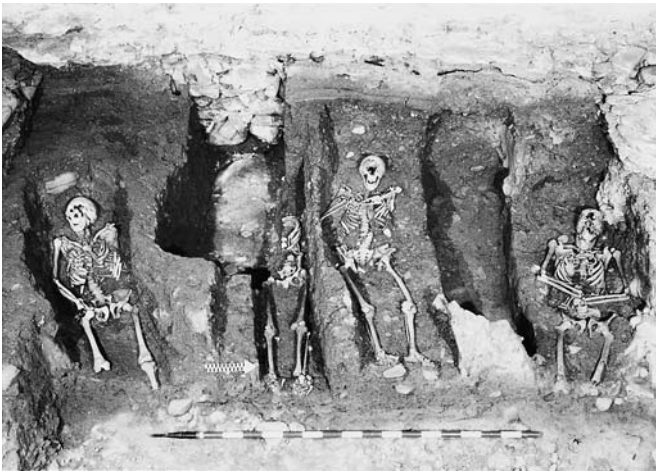
Terra-Sigillata, eine Lavezscherbe, zahlreiche Stücke von Eisenschlacke, Knochen und einzelne zum Teil bemalte Verputzfragmente. Nirgends waren jedoch irgendwelche bauliche Strukturen zu fassen, welche gleichzeitig mit dieser Schicht angelegt worden wären. Anhand der Funde ist ein Ansatz für die Entstehung dieser Schicht in die spätrömische Zeit nicht auszuschliessen.

Die zweite Schicht zeigte sich als grünbräunliches, lehmig-leicht steinig-humos Material. An der Oberfläche dieser Schicht war partiell ein dünnes, kohliges Niveau vorhanden. Anhand der Strukturierung der Holzkohle scheint es sich um die rudimentären Reste einer frühen Holzkonstruktion (Boden oder umgestürzte Wand?) zu

handeln. In der humos-steinigen Verfüllung eines kreisrunden (Ø ca. 30 cm) und 15 cm tiefen Loches konnten 14 Fundmünzen, also ein eigentlicher kleiner Münzschatz geborgen werden. Die Silbermünzen wurden unter Kaiser Otto I. (962-973), und zwar vorwiegend in den Münzstätten Mailand und Pavia geprägt. Drei Münzen konnten bisher noch nicht genau bestimmt werden. Der Münzhort dürfte höchstwahrscheinlich gegen Ende des 10. oder Anfang des 11. Jh. in den Boden gelangt sein (Abb. 8).

Unmittelbar darüber in der Schichtabfolge zeigte sich eine aus dunkelbraunem, lehmig-humos-kiesigem Material zusammengesetzte Schicht, welche zu einem Friedhof gehört. Mehrere Skelette konnten





ganz oder fragmentarisch freigelegt und geborgen werden. In der Ausrichtung der Toten herrscht gemäss christlichem Brauch die Grablege mit Kopf im Westen vor. Die Toten wurden ausschliesslich in gestreckter Rückenlage bestattet. Anhand der aufgefunden Holzspuren oder (seltener) Nägel lässt sich nachweisen, dass einzelne Bestattungen in einem Sarg (oder vereinzelt eventuell auf Totenbrettern) erfolgten.

Der zeitliche Rahmen dieses Friedhofes liegt zwischen dem Vergraben des Münzschatzes (10./11. Jh.) und dem Baubeginn der Kirche im Jahre 1288 (Abb. 9).

Eine weitere vorklösterliche Baustruktur findet sich als integrierter Bestandteil der nördlichen Abschlussmauer des Langhauses, und zwar in deren östlichsten Bereich, also unweit vor der Chorschultermauer. Es handelt sich dabei um die solid gemauerte südwestliche Aussenecke eines Baues, welcher angesichts der dürftigen Befundsituation in seiner Form und Ausdehnung nicht zu bestimmen war.

Im Bereich des Chores sind Reste eines älteren Baukörpers festzustellen. Erhalten ist der westliche, einhäuptig aufgeführte

Mauerwinkel eines ca. 1 m in den anstehenden Kies eingetieften Baues von rechteckiger Form mit lichten Abmessungen von 6.00 m Breite und mindestens 8.50 m Länge. Die südliche Abschlussmauer konnte in der Grabungsfläche nicht erfasst werden. Das Mauerwerk weist deutliche Charakteristika romanischer Bautradition auf (z. T. schräg gestellte Lesesteine, recht klare Steinlagen abwechselnd mit heterogenen Partien, insgesamt relativ kleinformatige Steine). Sowohl innerhalb als auch ausserhalb des Mauergeviertes konnte weder ein Bau- noch ein Benutzungshorizont einwandfrei erfasst werden. Das jetzt noch vorhandene Innenniveau besteht aus einem dunklen, humosen Schichtchen (Trampelniveau?) mit vereinzelt auftretenden kohli- gen Bestandteilen.

Infolge der spärlichen Informationen kann dieser Vorgängerbau weder in Grösse und Gestalt noch in seiner Funktion interpretiert werden. Ebenfalls nicht bekannt sind die Ereignisse, welche zu seinem Abgang führten. Der genaue Zeitraum, in welchem dieses frühe Gebäude existierte, lässt sich mangels datierbarer Funde nicht ein-

Abb. 9: Chur 1997, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai; Südflügel, Langhaus, Gräber eines vorklosterzeitlichen Bestattungsplatzes. Ansicht gegen Westen.

Abb. 10 Chur 1997, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai; Südflügel, Chor, Baureste eines vorklosterzeitlichen Gebäudes. Ansicht gegen Westen.

deutig bestimmen. Eine Zeitstellung ins 11./12. Jh. ist aus typologischen und baugeschichtlichen Gründen vertretbar (Abb. 10).

Unweit östlich davon wurden auf dem gewachsenen Lehm Pfostengruben und eine Steinplatte gefasst, die wegen der umliegend festgestellten Brandrötung als Herdstelle gedeutet wird. Bei diesem Befund handelt es sich nach unserer Einschätzung um einen einfachen Pfostenbau mit dazugehöriger Herdstelle. Der Stein- und der Pfostenbau scheinen einen Bezug zueinander zu haben, was sich in der Parallellität und den Niveauverhältnissen ausdrückt. Aufgrund dessen ist wohl von einem eher geringen zeitlichen Abstand auszugehen.

Zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt, aber noch vor dem Klosterbau, wurde der Steinbau, oder vorerst zumindest Teile davon, abgebrochen und das Innere nach und nach gänzlich aufgefüllt. Die Abbruch- und Einfüllarbeiten erfolgten offensichtlich in mehreren Etappen und mit länger dauernden Unterbrüchen, denn nur so lässt sich der Aufbau und die verschieden-

artige Material-Zusammensetzung der Verfüllung erklären. Diese setzt sich aus einer Abfolge von unterschiedlich mächtigen Schichten aus Abbruchschutt (Mörtel) und eingebrachten Humus-, Lehm- und Kies-schichten zusammen. Die obersten humosen Straten dieses Schichtenpaketes wurden auch ausserhalb des Gebäudes abgelagert und bilden das beim Bau der Klosteranlage angetroffene Terrain.

Die erste Klosterkirche berücksichtigt den ältesten fassbaren Baubestand in Anordnung und Ausrichtung. Die Aussenmauern ergeben einen Saalbau über rechteckigem bzw. leicht trapezförmigem Grundriss mit den lichten Massen von 24.80 m Länge und 13.20 m Breite und einem eingezogenen, langgestreckten und mit Strebepfeilern versehenen Polygonalchor von 16.20 x 7.50 m lichter Weite sowie einem im Mauerverband mit der südlichen Chorschulter stehenden Turm von 1.30 m auf 1.90 m.

Als baugeschichtlich vielleicht wichtigstes Ergebnis ist der gesicherte Nachweis dieses zum ursprünglichen Bestand gehörenden Turmes anzuführen, was im Hinblick auf die Ordensvorschriften auffallend ist, sich aber möglicherweise damit erklären lässt, dass sich zur Zeit der Churer Gründung die ursprünglich rigiden Bauvorschriften schon gelockert hatten.

Beobachtungen am aufgehenden Mauerwerk, welches sich bis in die Höhe des Dachgeschosses erhalten hat, ergaben viele Anhaltspunkte über verschiedene architektonische Elemente wie Eingänge, Fenster und die Überwölbung des Chores, von der die hochsitzenden Konsolen für die Gewölberippen zeugen, sowie die Bestandteile der ehemaligen originalen liturgischen Chorausstattung wie Lettner, Celebrantensitz und Sakramentsnische. Die Ausgrabungen

Abb. 11: Chur 1997, Ehemaliges Dominikaner-Kloster St. Nicolai; Ostflügel, Kapitelsaal, originale Eingang- und Fensteröffnungen in der Westmauer. Ansicht gegen Süd-Westen.



brachten Aufschlüsse über die Höhe und Art der Konstruktion der Böden als auch über den Standort des Hauptaltares, dessen Fundierung erhalten ist. Aufgrund dieser nachgewiesenen Befunde lässt sich das ursprüngliche Erscheinungsbild der Churer Predigerkirche im 13. Jh. weitgehend rekonstruieren.

Nördlich an den Chor der Klosterkirche angrenzend befindet sich der Osttrakt der Konventgebäude. Hinsichtlich der Bauabfolge zeigten Beobachtungen, dass die Errichtung dieses Flügels in einem zweiten Arbeitsablauf vollzogen wurde.

Von Süden nach Norden war im untersuchten Bereich dieses insgesamt 10.20 m breiten Gebäudetraktes eine Abfolge von vier zum ursprünglichen Baubestand gehörigen Räume zu ermitteln. Es waren dies mit einem direkten Zugang zum Chor und zwei Fenstern im Osten – die Sakristei –, direkt daran anschliessend, aber nur vom Kreuzgang her zugänglich, mit zwei Fenstern im Westen und 3 Fenstern im Osten – der Kapitelsaal –, der Versammlungs- und Beratungsraum der Brüder, nach der Kirche der bedeutendste Raum des Klosters (Abb. 11), ein Korridor mit einem nach innen und einem nach aussen führenden Portal – die Klosterpforte – sowie der südwestliche Eckbereich eines weiteren Raumes mit einer Verbindungstüre zum Korridor, bei dem es sich um das Refektorium (Speisesaal) handelt. Der Kreuzgang konnte lediglich in den Fundamenten, und zwar nur durch punktuelle Sondierungen, gefasst werden. Die beobachteten Mauerfundamente definieren einen Kreuzgang von etwa 1.50 m lichter Breite. In der Nacht auf den 29. August des Jahres 1350 verbrannten die Kirche, das Dach des Chores, der Glockenturm und die Wohngebäude der Brüder.

Bei diesem Brand wurden die aufgehenden Bauglieder nicht in der Masse zerstört, dass sie nicht wieder instand gestellt werden konnten. Unter den zu fassenden baulichen Interventionen dieser Zeit wie zum Beispiel der Einbringung eines neuen Holzfussbodens liess sich in der westlichen Giebelmauer des Langhauses auch die neu entstandene Dachform und -höhe einfach rekonstruieren.

Im Laufe der Zeit wurden verschiedene kleinere bauliche Veränderungen ausgeführt, die aber nur bedingt in eine relativ-chronologische Abfolge gebracht werden können und somit zeitlich nicht näher einzuordnen sind. Diese baulichen Massnahmen betreffen mehrheitlich Tür- und Fensteröffnungen, welche eine Abänderung erforderten, vermauert oder neu geschaffen wurden. Des Weiteren ist der Einbau von Kreuzgratgewölben in den Räumen des Osttraktes anzuführen.

Am 23. Juli des Jahres 1574 wird auch die Klosteranlage Opfer des verheerenden Stadtbrandes. Die massivsten Schäden am Mauerwerk entstanden im Bereich der südlichen Chorschulter und des Turmes, welche bei der Wiederherstellung praktisch von Grund auf neu aufgeführt werden mussten.

Die Untersuchungen zeigten, dass die umfassenden, wohl nach der Restitution im Jahre 1624, begonnenen Wiederherstellungsarbeiten etappenweise ausgeführt wurden und man bemüht war, die Arbeiten am Chor vorrangig abzuschliessen, um ihn für den Gottesdienst bereitzustellen. Die Kirche wurde innerhalb der Zeitspanne von etwa 1624 bis 1640 im gleichen Ausmass wieder aufgebaut und erhielt das heute noch bestehende Dachwerk.

Ebenfalls im Zuge dieser Wiederher-

Abb. 12: Chur 1997,
Ehemaliges Dominikaner-
Kloster St. Nicolai;
Backsteinwerkstücke:

- 1 Kreisrunder (Ø ca. 38 cm) Schlussstein mit Darstellung eines geflügelten Löwen und Inschrift S Marcus;
- 2 Gewölberippenfragment (Zwickel, Höhe ca. 30 cm) mit Darstellung eines Engels.

stellung entstand die aus der Literatur bekannte, aber bis jetzt nicht genau situierte Seitenkapelle. Sie ist im Bereich des ehemaligen Friedhofes an der südlichen Chorschulter der Kirche angebaut.

Die Kapelle besteht aus einem einfachen Saal und ist gegen Osten, analog der Predigerkirche, dreiseitig, das heisst polygonal geschlossen. Die Raumausdehnung beträgt 4.30 m lichter Breite auf 8.60 m lichter Länge. Von der originalen baulichen Einrichtung konnten der Fussboden, aus quadratischen (20 x 20 x 5 cm), in einem Mörtelbett verlegten Tonplatten und das Fundament des Altares gefasst werden. Als Zeugen der ursprünglichen Wölbung haben sich in den Raumecken sowie in der Nord-

Süd-Achse des Raumes die Basen der kannelierten Halbrunddienste erhalten.

Neben den bereits erwähnten älteren vorkirchlichen Bestattungen konnten sowohl im Langhaus als auch im Chor und auch ausserhalb der Kirche eine Reihe weiterer Gräber aus unterschiedlichen Perioden der Klosterzeit, festgestellt werden.

Die Individuen waren vorwiegend in Rückenlage nach Osten ausgerichtet. Neben einer süd-orientierten Bestattung im Langhaus stellt eine Sargbestattung in der Nähe des Hauptaltars, welche mit dem Kopf im Osten, also mit Blick zur Gemeinde hin beigesetzt wurde und somit wohl als Priestermonch zu identifizieren ist, einen weiteren Sonderfall dar.



1



2

Bei fast allen Bestattungen wurden Holzreste beobachtet, wobei nicht immer ermittelt werden konnte, ob es sich um Beisetzungen in Särgen oder auf Totenbrettern handelte. Um den Verwesungsprozess zu beschleunigen und Verwesungsgerüchen vorzubeugen, war ein geringer Teil der Gräber mit ungelöschtem Kalk überdeckt worden.

Geringfügige bauliche Eingriffe an Kirche und Kloster sind mit der Aufhebung des Konventes im Jahre 1653 und dem damit verbundenen späteren Verkauf der Klostergebäude an die Stadt vorgenommen worden. Da die Vertragsbestimmungen eine Verwendung für den evangelischen Gottesdienst ausschlossen, wurde die Klosterkirche profanen Zwecken zugeführt und als Korn-, Reis- und Zeughaus genutzt. Bei diesem um 1675 durchgeführten Umbau wurde das Langhaus durch den Einbau einer Binnenmauer zweigeteilt. Im westlichen Raumkompartiment wurde ein aus Holz gefertigter Zwischenboden eingezogen, gestützt von vier Holzständern mit Sattelhölzern und zwei Unterzugsbalken. Im dadurch geschaffenen 1. Obergeschoss erhielt die Pfisterzunft, ein Zusammenschluss der Bäcker, Müller, Kornkäufer, Wirte und Fischer, zwei Stuben.

Tiefgreifende Veränderungen und einen massiven Verlust von originaler Bausubstanz an Kirche und Kloster brachten einerseits der Schulhaus-Neubau von Baumeister P. Christ in den Jahren 1811/12, welcher den Ost- und Nordtrakt betraf und deren Abbruch bis auf die Höhe des Erdgeschosses bedingte. Zum anderen ist dies der 1827 durchgeführte Um- und Anbau von K. D. Lindenmayer, welcher den Abbruch des Chorpolygones, der Seitenkapelle und

des Turmes zur Folge hatte. Im wesentlichen gibt der Baukörper heute noch den damals erreichten Zustand wieder, nur äusserlich modernisiert und im Innern wiederholt umgebaut.

Im Laufe der Grabungen ist variantenreiches Fundmaterial in beachtlicher Menge zutage getreten. Es handelt sich dabei um Fundstücke der Gattungen Baukeramik, Architekturfragmente, glasierte und unglasierte Gebrauchskeramik, Glas, Textilien und Leder, Knochen, Eisen, Buntmetall sowie Münzen.

Aus numismatischer Sicht hochinteressant und im Hinblick auf die Chronologie wertvoll ist die grosse Anzahl (108 Stk.) an Fundmünzen. Bei den ausgegrabenen Münzen handelt es sich um Einzelfunde, das heisst um Münzen, die durch Zufall in die Erde gelangten. Eine Ausnahme bildet der vorgängig erwähnte ottonische Hortfund mit 14 Münzen (vgl. Abb. 8).

Im Dachgeschoss in der äusseren Einmauerung der beiden Mauerschwellen über der Schiffsnordwand fanden sich als Spolien, das heisst als sekundär vermauertes Baumaterial, eine enorme Anzahl von Gewölberippenfragmenten aus Backstein, also aus gebranntem Ton.

Neben Rippen mit einfach gerateten Profilen treten auch Werkstücke mit figürlichen und ornamentalen Darstellungen auf. Die Backsteinwerkstücke sind von ausserordentlicher Qualität und datieren anhand stilistischer Argumente in das letzte Viertel des 15. Jh. Bisher konnte nicht festgestellt werden, welcher Raum des Klosters ursprünglich damit eingewölbt war (Abb.12).

1998 werden im Zuge der 2. Bauetappe im Ost- und Nordtrakt die baugeschichtlichen Analysen weitergeführt.

Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)

Bedauerlicherweise fiel im vergangenen Jahr ein weiteres Haus der Churer Altstadt, jenes an der Poststrasse 30, einem Totalabbruch zum Opfer. Schmerzlich daran ist auch, dass dies ohne eine vorangegangene, bauhistorische Erforschung des bestehenden Gebäudes geschah. Immerhin erhielt der ADG während den Abbrucharbeiten die Gelegenheit, den bis 1997 nicht unterkellerten Raum (A) ganz im Nordosten des Hauses archäologisch zu untersuchen (Abb. 13). Während der Ausräumung und dem Abbruch war es uns auch möglich, verschiedene Bauabfolgen im Gebäude zu überprüfen und photographisch zu dokumentieren.² Selbstverständlich lässt sich aufgrund solcher Resultate keine genaue und umfassende Baugeschichte rekonstruieren. Der folgende Kurzbericht muss deshalb eher als eine Zusammenfassung von verschiedenen Beobachtungen angesehen werden. Dabei entstand der Versuch einer baugeschichtlichen Gliederung, die aber zwangsläufig keine Vollständigkeit beanspruchen kann.

Ein Neubau nach dem Stadtbrand von 1574

Bei einem kurzen Augenschein noch vor Beginn der Abbrucharbeiten fiel die einheitliche und mit Holznägeln verzapfte Dachkonstruktion über dem Gebäude auf. Dabei handelte es sich um eine Kombination von liegendem und stehendem Dachstuhl, der auf der Grundlage eines Sparren-/Bundbalkendaches konzipiert worden ist. Das Dach überspannte die mit (B) und (C) bezeichneten Bereiche des Gebäudes (Abb. 13). Um das Alter dieser Konstruktion festzustellen,

wurden dem Gebälk entnommene Bohrerproben dendrochronologisch untersucht. Wie sich dabei zeigte, sind die Bäume für diesen Dachstuhl im Winter 1574/75 geschlagen worden.³ Dieser Zeitpunkt macht Sinn, brach doch beim grossen Stadtbrand vom 23. Juli 1574 das Feuer ausgerechnet in einem Stall «gegenüber dem Rathaus», also in unmittelbarer Nähe des Hauses an der Poststrasse 30, aus.⁴

Eine zufällige Entdeckung, die der Polier während den Abbrucharbeiten im vergangenen Frühling machte, erhärtet die Annahme, dass nach dem Brand von 1574 an dieser Stelle ein Haus gebaut wurde. Bei der Entfernung von bestehenden Böden im Gebäudebereich (B) trat nämlich auf einem Balken eine Inschrift zu Tage, worauf zwischen zwei Zimmermannszeichen (?) die Jahrzahl 1575 aufgemalt war (Abb. 14).

Der untersuchte Dachstuhl und der beschriftete Bodenbalken lassen erahnen, dass der Neubau von 1575 noch zu grossen Teilen im 1997 abgebrochenen Gebäude erhalten gewesen ist. (Abb. 15).

Baugeschichte

Wer nun aber glaubt, dieser Neubau sei auf einem «qualmenden Aschehaufen» des Brandes von 1574 errichtet worden, irrt sich. Die archäologischen Untersuchungen haben nämlich gezeigt, dass der damalige Neubau von ca. 1575 auf ältere Gebäudeteile zurückgeht. Kernstück ist dabei ein mehrgeschossig gemauerter, turmartiger Bau im Gebäudebereich (C), der vom späteren Neubau zu grossen Teilen übernommen worden ist. Verputz und Mauerwerk dieses Kernbaues (C) wiesen im Norden, also gegen den erst später mit dem Neubau errichteten Bauteil (B), Brandspuren auf. Ein

2 Allen Personen, die unsere Arbeit ermöglichten und erleichterten, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

3 Vgl. Dendro-Bericht von Mathias Seifert vom 19. 6. 97.

4 Der Pfarrer und Zeitzeuge Tobias Egli beschreibt die Lage des Hühnerstalls, den Ort des Feuersausbruchs, folgendermassen: «Hinter oder gegenüber dem Rat- oder Kaufhaus befand sich eine Herberge oder eine öffentliche Wirtschaft, deren Zeichen ein goldener Rabe war. Neben derselben stand ein Heuschober und ein ans nämliche Gasthaus anstossender Hühnerstall.» Egli's Brief wurde übersetzt und herausgegeben von: SCHIESS
TRAUGOTT: Der Churer Stadtbrand vom 23. Juli 1574, in: BM 1899, S. 137-223. – Vgl. auch Beiträge in: Der rote Hahn, BM 1997, S. 325-371, mit verschiedenen, weiterführenden Literaturangaben.

Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)

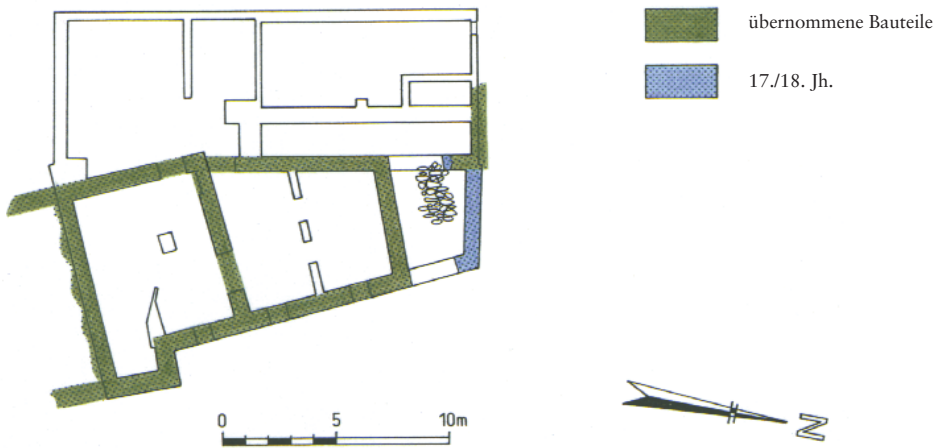
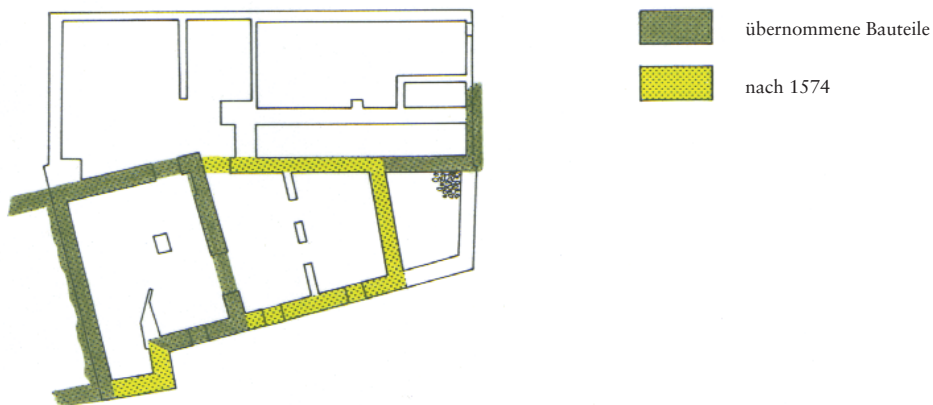
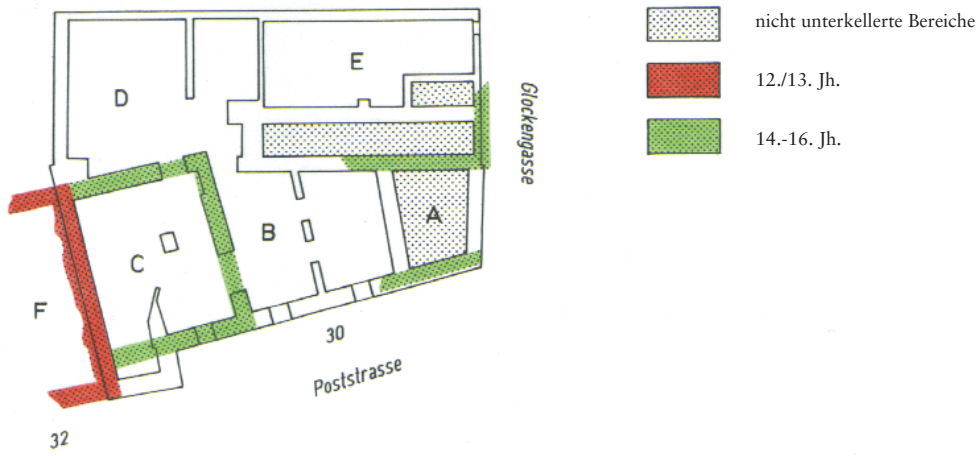


Abb. 13: Chur 1997, Poststrasse 30; Drei Phasenpläne mit dem Versuch einer baugeschichtlichen Gliederung. Als Grundlage dient ein Kellergrundriss des 1997 abgebrochenen Gebäudes. Mst. 1:350.

Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)

Abb. 14: Chur 1997, Poststrasse 30; Beim Abbruch zum Vorschein gekommen: Mit Rötelfarbe aufgemalte (Zimmermanns-)Zeichen und Jahrzahl 1575 auf einem Bodenbalken des ersten Obergeschosses.

Abb. 15: Chur 1997, Poststrasse 30; Ganz rechts das Haus an der Poststrasse 30 in den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Blick nach Südwesten bzw. von der Poststrasse her.



Hinweis, der mit dem Stadtbrand von 1574 in Verbindung gebracht werden kann.

Die Mauern von Kernbau (C) waren aber offenbar nicht die einzigen, die dem Brand von 1574 zu trotzen vermochten. Im folgenden wird nun der Versuch unternommen, die vorgefundenen Mauern und Gebäudeteile in eine chronologische Abfolge zu gliedern (vgl. Abb. 13).

Älteste Befunde

Der vollständige Abbruch des Hauses an der Poststrasse 30 gab die gesamte Fassade des südlich angrenzenden Hauses Nr. 32 frei. Dabei konnte lagerhaftes Mauerwerk, das in sogenannter Ährenverband-Technik aufgezogen wurde, bis in mindestens sechs Meter Höhe festgestellt werden (Abb. 16). Das spezielle Mauerbild datiert den damit verbundenen Bau (F) im Bereich des heutigen Hauses Nr. 32 in hochmittelalterliche Zeit, mit Sicherheit spätestens um 1300. *Bei diesem Befund handelt es sich um den*

ersten dokumentierten Nachweis eines profanen, mehrgeschossig gemauerten und aus dem Zeitraum des 12.-13. Jahrhunderts stammenden Hauses westlich des Mühlbaches.

Auch im Baufüge rund um das spätere Gebäude Poststrasse 30 dürfte dieser Bau (F) das älteste, gemauerte Element darstellen. Bei den ältesten, freigelegten Befunden im Bereich des ausgegrabenen Raumes (A) handelt es sich um verschiedene Brandschichten und eine mit aschehaltigem Material gefüllte Grube, die sich aber mangels Funden nicht näher datieren lassen.

In späterer Zeit wurde der bereits erwähnte, turmartige Bau (C) von Norden an das, aus dem Hochmittelalter stammende, Gebäude (F) angebaut. Wann dies genau geschah, wissen wir nicht. Als möglicher Zeitraum ist das 14./15. Jahrhundert zu nennen. Im Gebäudebereich (A) konnten aus diesem Zeitraum verschiedene Humuspakete freigelegt werden. Darin enthalten waren grössere Mengen von Keramik-

fragmenten, hauptsächlich von Ofenkacheln. Die vielen Bruchstücke wiesen keine Brandspuren auf, sind also nicht bei einem Stadtbrand zerstört worden. Die geringe Grösse dieser Fragmente wie auch ihr Vorkommen in humosen Schichtpaketen deuten darauf hin, dass es sich um zerbrochene Abfallstücke handelt, die in einen Hinterhof-/Gartenbereich entsorgt worden sind. Trotz der grossen Fragmentierung ist die ehemals gehobene Qualität dieser Ofenkacheln offensichtlich. Nur schon die vielfältige Formensprache ist bemerkenswert. Neben Fragmenten verschiedenster Becher-, Napf- und Pilzkacheln aus den Anfängen des Kachelofens konnten hauptsächlich glasierte Bruchstücke aus dem Zeitraum des 14./15. Jahrhunderts geborgen werden. Hauptformen sind dabei Nischen- und Kranzkacheln, die zum Teil mit figürlichen Motiven verziert waren. Erwähnenswert sind Stücke von grün glasierten Bekrönungskacheln, worauf überdachte Mauerzinnen mit Schartenfensterchen dargestellt sind. Ein unglasiertes Tonfragment, auf dem ein Frauenkopf und die Spitze eines schlanken Türmchens zu sehen sind, stammt wahrscheinlich von einem Kachelmodell (Abb. 17). Beim Motiv könnte es sich um die Heilige Barbara handeln.

In den Zeitraum des 15./16. Jahrhunderts sind die ersten Mauerbefunde im archäologisch untersuchten Gebäudebereich (A) zu datieren. Dabei handelt es sich einerseits um den Rest einer Art Hofmauer, welche den Gebäude-/Gartenbereich vom Strassen-/Mühlbachbereich trennt. Etwas weiter westlich hatte sich ein weiteres Mauerstück erhalten, das mit grösster Wahrscheinlichkeit zu einem (Ökonomie-) Bau im heutigen Gebäudebereich (E) gehört.



Bei diesen, bis hier beschriebenen Befunden handelt es sich in etwa um jenes Bautengefüge, welches vom Stadtbrand 1574 in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Das Bautengefüge nach dem Stadtbrand 1574

Nach dem Stadtbrand von 1574 entstand der, eingangs bereits erwähnte, Neubau in den Gebäudebereichen (B) und (C). Dabei wurde ein bestehender Bau (C) zu grossen Teilen übernommen und dem Kernbau ein weiterer Trakt im Norden (B) beigefügt. Aus der Form dieses Traktes (B) wird ersichtlich, dass auch dieser Gebäudeteil die älteren, dort bestehenden Mauerfluchten berücksichtigt. Der Neubau von ca. 1575 besass mit dem Keller fünf gemauerte Stockwerke und wurde durch die bereits bekannte Dachkonstruktion abgeschlossen. Offenbar zur selben Zeit entstand im Südosten des Gebäudes ein kleiner, schmaler Anbau. Mauern des in die Zeit vor 1574

Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)

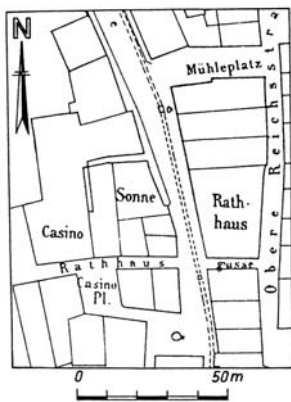
Abb. 16: Chur 1997, Poststrasse 30; Nach dem vollständigen Abbruch des Hauses Poststrasse Nr. 30 wurde dieser Blick an die Nordfassade des Nachbarhauses Nr. 32 frei. Dabei konnte hochmittelalterliches Mauerwerk bis in die Höhe der Reklametafel beobachtet werden. Blick nach Süden.



Abb. 17: Chur 1997, Poststrasse 30; Fragment eines möglichen Kachelmodells mit der Darstellung der Heiligen Barbara? Mst. 1:1.

Bemerkungen zu einem abgebrochenen Haus in der Churer Altstadt (Poststrasse 30)

Abb. 18: Chur 1997, Poststrasse 30; Das Haus «zur Sonne» auf dem Stadtplan von E. Münster aus dem Jahre 1876.



zurückreichenden (Ökonomie-)Baues (E) sind zwar beim Neubau von ca. 1575 übernommen worden. Ein Bau (E) scheint aber auch nach dem Brand weiter bestanden zu haben. Reste einer Pflasterung, die im archäologisch untersuchten Bereich (A) freigelegt werden konnten, rechneten sowohl mit der Nordmauer des Neubaus wie mit der, noch immer bestehenden, Ostmauer von Bau (E).

Die jüngeren Befunde

Erst in die jüngere Zeit fällt die erste, nachweisliche Überbauung von Bereich (A), bzw. dessen Eingliederung in den Gebäudekomplex an der Poststrasse 30. Wie die Ausgrabung zeigte, wurde in diesem Bereich (A) eine grössere Durchfahrt angelegt. Mittels zwei grossen Toren verband dieser Raum die Strasse mit dem (Ökonomie-)Bau (E). Ausser Leibungsansätzen der grossen Toröffnungen hatten sich aus dieser Zeit zwei übereinander liegende Durchfahrts-pflasterungen erhalten. Die Nutzungsphase mit der Durchfahrt dürfte in den Zeitraum des 17./18. Jahrhunderts datiert werden, in die selbe Zeit, in der auch erstmals im Gebäudeteil (D) Wohnraum entstand. Ob dieser Gebäudeteil (D) anstelle beispielsweise eines Ökonomiebaus errichtet wurde oder vielleicht einen früher offen gelassenen Hinterhof ausfüllte, wissen wir nicht. Auf dem Stadtplan des Feldvermessers Hemmi aus dem Jahre 1823, worauf Stall- und Wohnbauten unterschieden werden, ist das Dach von Bereich (D) bereits als «Wohnhaus-Dach» markiert.

Im 19. Jahrhundert wurde der letzte, noch verbliebene Ökonomie-Teil des Gebäudes, jener in Bereich (E), zu Wohnraum ausgebaut. Einher ging dabei die Schliessung

der nun unnötig gewordenen, grossen Toröffnungen im Bereich (A). Die Durchfahrt wurde zu einem Laden umfunktioniert. Auf Planaufnahmen aus dem Jahre 1908 wird ersichtlich, dass sich damals ein Coiffeur in Raum (A) eingerichtet hatte. Im Erdgeschoss von Bereich (B) befand sich zu dieser Zeit eine Wirtschaft. Ob Letztere den Beinamen «Zur Sonne» trug, wie das aufgrund einer Eintragung im Münster'schen Stadtplan von 1876 anzunehmen wäre, wissen wir nicht genau (Abb. 18). Das Haus jedenfalls besass diesen Beinamen schon lange, was aus den Rufbüchern (Kaufprotokolle) des 18. Jahrhunderts ersichtlich wird.⁵

Vieles blieb bei diesem bruchstückhaften Versuch einer Baugeschichte im Dunkeln, und wird es leider auch für immer bleiben. Totalabbrüche zerstören unwiederbringlich, für alle Zeit. Einmal mehr zeigte sich deutlich, dass die Geschichte eines Bauwerks nicht durch seine aktuelle, oberflächliche Erscheinung erfasst werden kann. Dazu sind wissenschaftliche Bauuntersuchungen bei Um- und Neubauten in der Churer Altstadt dringend nötig. Zu viele offene Fragen in der Churer Siedlungsgeschichte wurden noch nie mit archäologischen Methoden zu beantworten versucht. Dass die materielle Substanz für die wissenschaftliche Erforschung noch in den heutigen Häusern der Altstadt steckt, ist seit einigen Jahren immer deutlicher geworden. Zur Zeit erlaubt der aktuelle, archäologische Forschungsstand auch nicht, nach bedeutenden und weniger bedeutenden Quartieren der Churer Altstadt zu unterscheiden. Für eine geringere, siedlungshistorische Gewichtung, beispielsweise der Bauten westlich des Mühlbaches, besteht überhaupt kein Anlass, wie das vorliegende Beispiel zeigte.

5 Für diese und andere Informationen bedanke ich mich bei der Stadtarchivarin Ursula Jecklin ganz herzlich.

Beim Neubau des Restaurants «Calanda» am Postplatz wurden Bodeneingriffe im Gartenrestaurant nötig. Historische Quellen, insbesondere der von Peter Hemmi gezeichnete Stadtplan von 1823, belegen, dass auf diesem Grundstück mit Resten der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu rechnen sei. Obwohl der Bauleitung diese Fakten bekannt waren, wurden wir leider erst nach und nach über die tatsächlichen Bodeneingriffe informiert, zum Teil sogar nach deren Vollendung. So mussten die archäologischen Untersuchungen in kürzester Zeit während der hektischen Schlussphase des Neubaus durchgeführt werden und hatten sich grösstenteils auf das rudimentärste Dokumentieren der freigelegten Befunde zu beschränken.

Die Arbeiten wurden in drei Etappen ausgeführt. In der ersten Kampagne wurde im nordöstlichen Teil des Grundstücks eine Fläche von 7m Länge, 2.5m bis 4 m Breite und 0.5 m bis 2 m Tiefe ausgehoben. Auf der ganzen Länge dieser Baugrube wurde eine ca. 80 cm starke und bis zu 2 m hohe Mauer freigelegt (Abb. 19). Die Ost West orientierte Mauer besteht aus lagerhaft vermauerten Bruchsteinen und ist beidseitig verputzt (Abb. 20 und Abb. 21). Das Mauerbild und die Dimensionen entsprechen denen der Stadtmauer aus dem 16. Jh. am Karlihof⁶. Am westlichen Grabungsrand schliesst eine jüngere Mauer an die Stadtmauer an. Die ca. 45 cm starke, auf der Westseite verputzte Bruchsteinmauer ist noch ca. 1m hoch erhalten (Abb. 19 D). Die Funktion der Mauer blieb unklar. Es könnte sich dabei um ein an die Stadtmauer angebautes Nebengebäude handeln. Parallel zu dieser Mauer, ca. 1 m östlich davon

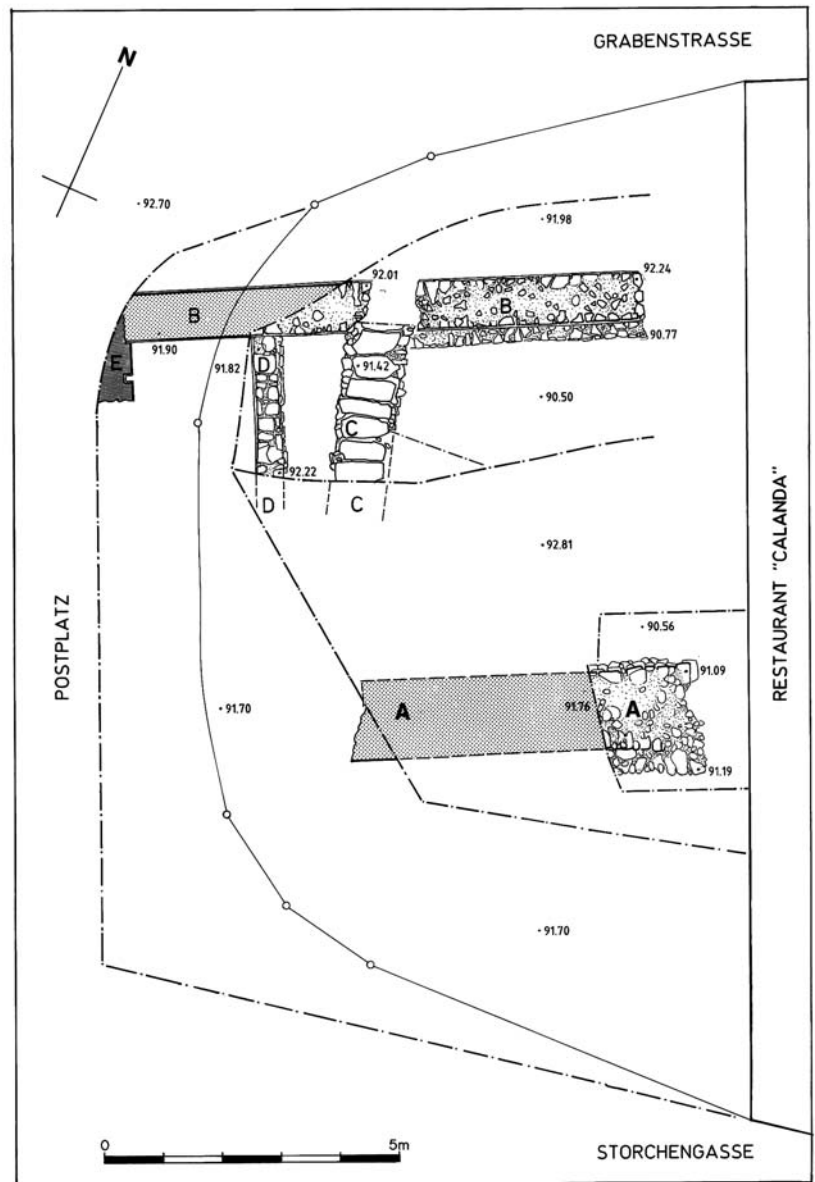
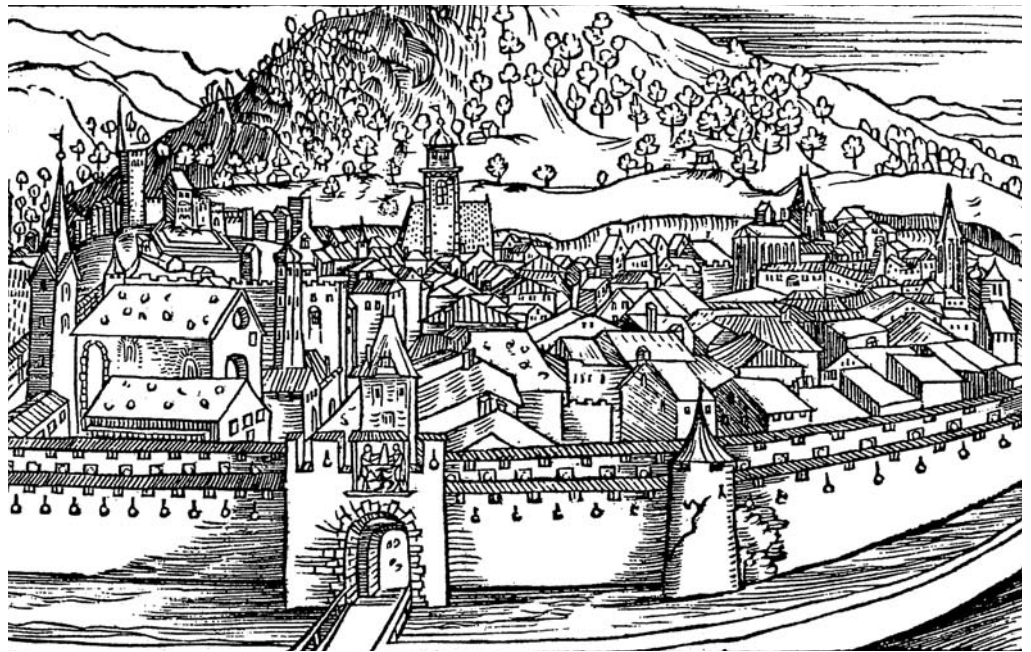


Abb. 19: Chur 1997, Postplatz; Grundriss:

- A Stadtmauer 13. Jh.
- B Stadtmauer 16. Jh.
- C Abwasserkanal 19. Jh.
- D jüngere Mauer
- E jüngere Mauer.

6 CARIGIET AUGUSTIN: Neuere Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld. In: JHGG 1994, S. 140-150.

Abb. 24: Chur 1997, Postplatz; Stadtansicht von Joh. Stumpf um 1547.



verläuft ein gemauerter Abwasserkanal, der die Stadtmauer durchschlägt (Abb. 19 C). Die Bauweise und auch die Masse sind mit denen, in der Reichsgasse und am Martinsplatz freigelegten Abwasserkanälen des 19. Jh. identisch⁷.

In einer zweiten Etappe wurde ca. 6 m südlich eine weitere Grube von 3 m x 2 m x 2 m ausgehoben. Hier wurde ebenfalls eine Ost-West orientierte Mauer angeschnitten (Abb. 19 A). Diese Mauer ist aus Bollensteinen gefertigt. Im Fundamentbereich besitzt sie eine Breite von 2 m, das aufgehende Mauerwerk eine solche von 1.4 m. Über dem Vorfundament sind leider nur 2-3 Steinlagen erhalten, so dass das Mauerbild keine grosse Aussagekraft besitzt (Abb. 22 und Abb. 23). Das verwendete Steinmaterial sowie der Mauermörtel und die grosse Mauerstärke lassen aber kaum Zweifel,

dass es sich dabei um die Stadtmauer des 13. Jh. handelt.

In einer dritten Etappe wurde der ganze westliche Teil des Gartens um ca. 1 m abgetieft; dabei wurde ein weiteres Stück der Mauerkronen der beiden Stadtmauern freigelegt. Am westlichen Grabungsrand wurde eine weitere Nord-Süd orientierte Mauer angeschnitten (Abb. 19 E). Leider konnte die Mauerstärke und das Verhältnis dieser Mauer zur Stadtmauer nicht geklärt werden, da sich der Befund unter den Gehsteig auf dem Postplatz hinein zog. Die Befunde der dritten Etappe konnten aus Zeitmangel nur ungenügend dokumentiert werden, wir mussten uns mit einigen Fotos und einer groben Einmessung begnügen.

Zeitgenössische Darstellungen, zum Beispiel jene von Joh. Stumpf im Jahre 1547

7 CORRINS BETTINA: Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In JHGG 1994, S. 70-77.

(Abb. 24) zeigen die nördliche Stadtbefestigung mit Zwillingsmauer und Zwinger. Mit den Befunden am Postplatz ist es erstmals gelungen diese Zwingersituation archäologisch nachzuweisen. Leider konnte der unterste Fundamentbereich der jüngeren

Stadtmauer nicht untersucht werden, so dass die Frage, ob die hochmittelalterliche Stadtmauer auch schon doppelt geführt worden war, nicht beantwortet werden kann.



Abb. 20: Chur 1997, Postplatz; Stadtmauer 16. Jh. Ansicht von Süden.

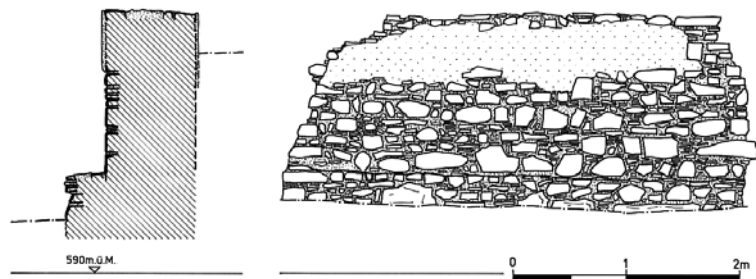


Abb. 21: Chur 1997, Postplatz; Stadtmauer 16. Jh. Ansicht von Süden.



Abb. 22: Chur 1997, Postplatz; Stadtmauer 13. Jh. Ansicht von Norden.

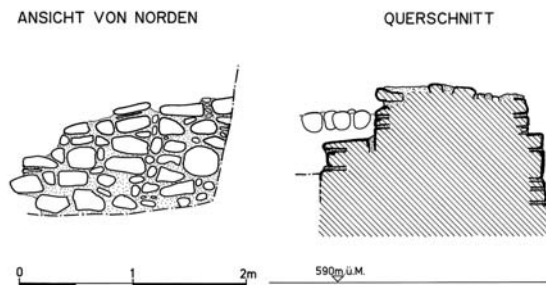


Abb. 23: Chur 1997, Postplatz; 1997 Stadtmauer 13. Jh. Ansicht von Norden.

Domat/Ems, Crestas, Ur- und frühgeschichtliche Siedlungsreste (En Streia Nr. 4, Via Nova Nr. 87, Parzelle 545, Erschliessungsstrasse Crestas, Parzelle 535)



Abb. 25: Domat/Ems 1983-1997.

Lage der Ausgrabungsorte. Plan reproduziert mit Bewilligung des Meliorations- und Vermessungsamtes des Kantons Graubünden vom 2. 4. 98.

Durch die Entdeckung von spätbronzezeitlichen Siedlungsresten (11. Jh. v. Chr.) im Bereich des Wohnhauses Via Nova Nr. 69 ist 1983/84 ein erstes kleines Fenster zum urgeschichtlichen Siedlungsareal von Domat/Ems geöffnet worden (Abb. 25, 1).⁹ Die Funde und Befunde gaben damals Anlass zur Vermutung, dass sich das bronzezeitliche Dorf vom Hügel Fuss von St.Gion in südlicher Richtung erstreckt habe. Dies war auch der Grund, dass vorgängig zu einem Neubau des Wohnhauses En Streia Nr. 4 im Winter 1996/97 archäologische Untersuchungen im nicht unterkellerten Erdgeschossbereich durchgeführt wurden (Abb. 25, 2).¹⁰ Trotz der kleinen Grabungsfläche von 40 m² waren die dabei festgestellten Befunde und Funde überraschend. Gegenüber den Grabungen an der Via Nova Nr. 69 erbrachten die Untersuchungen der reichen Schichtabfolge (Abb. 26) neben den erwarteten spätbronzezeitlichen Siedlungsresten auch solche aus der Eisenzeit (5. Jh. v. Chr.) und spätrömisch-frühmittelalterlicher Zeitstellung (4.-8. Jh. n. Chr.). Die Erhaltung dieser Siedlungsspuren ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass bis ins Mittelalter immer wieder Material durch die Erosion vom Kirchhügel an dessen Fuss verfrachtet worden ist und so die urgeschichtlichen Dorfreste mit einer dicken Erdschicht bedeckt und geschützt hat. Die Entdeckung der Siedlungsreste im Wohnhaus En Streia Nr. 4 führten in gleichen Winter dazu, dass auch in einem Kellerraum des Wohnhauses Via Nova Nr. 87, das in den

In den Jahren 1996 und 1997 war der archäologische Dienst Graubünden an verschiedenen Orten in Domat/Ems tätig (Abb. 25).⁸ Vier aufeinander folgende, grössere Bauprojekte im alten Dorfteil Crestas hatten umfangreiche archäologische Untersuchungen zur Folge. Obwohl die Dokumentation an Plänen, Fotos und Funden dieser Grabungen weder gesichtet geschweige denn ausgewertet ist, lässt eine erste Übersicht doch bereits interessante Schlüsse zur Siedlungsentwicklung auf dem Gemeindegebiet von Domat/Ems in ur- und frühgeschichtlicher Zeit zu.

8 An den Grabungen wirkten mit: Coni Badrutt, Jürg Barilletti, Marco Caffisch, Bettina Correns, Murray Correns, Jimmi Dobelaere, Jonas Dolf, Rosmarie Dolf, Coni Egg, Abdelilah Elabassi, Gaudenz Gredig, Turi Gredig, Marco Gurt, Heinzpeter Jenny, Irene Lazarevic, Sandro Lazzeri, Gianni Perisinotto, Hanspeter Rhomberg, Martin Salvator, Carlo Troianiello.

9 RAGETH JÜRIG: Spätbronzezeitliche Siedlungsreste aus Domat/Ems in: BM 9/10, 1985, S. 269-304.

10 JHGG 1997, S. 123-124.

Abb. 27: Domat/Ems 1997,
Parzelle 545; Aufnahme
während der Freilegung des
Skelettes und eines Tier-
kadavers in der westlichen
Grabungshälfte. Blick von
Westen.

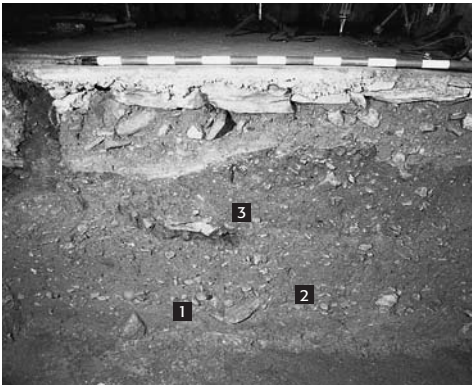


Abb. 26: Domat/Ems 1996/97, En Streia Nr. 4;
Aufnahme der Erdschichten mit den verschie-
denen Siedlungshorizonten aus der Spätbronzezeit
(1), der Eisenzeit (2) und der spätrömischen
Epoche (3).



kommenden Jahren umgebaut werden soll, zwei Sondiergräben geöffnet wurden, um abzuklären, ob auch am östlichen Hügel-
fuss von St. Gion noch mit urgeschichtlichen Siedlungsspuren zu rechnen ist (Abb. 25, 3). Eine Antwort kann vorläufig noch nicht gegeben werden, denn beim Bau des besagten Kellerraumes sind alle ursprünglich vorhandenen Erdschichten bis auf den anstehenden Rheinkies entfernt worden. Künftige Untersuchungen in den Nachbargebäuden werden allenfalls Klarheit schaffen.

Parzelle 545: Noch während dieser Untersuchungen in den beiden Wohnhäusern sind wir durch die Profilstangen auf ein Bauprojekt auf der Parzelle 545 am östlichen Fusse der Tuma Casté aufmerksam geworden, dessen Ausführung im März 97 in Angriff genommen werden sollte (Abb. 25, 4). Obwohl der Platz in unmittelbarer Nähe zur Kirche St. Peter liegt, wurde der archäologische Dienst durch die Gemeindebehörden nicht über das Bauprojekt in-

formiert. Und dies obwohl seit den Grabungen von 1975/76 im Kirchengelände allgemein bekannt war, dass im ganzen Vorgelände des Baus mit früh- bis hochmittelalterlichen Gräbern zu rechnen ist.¹¹ Umso grösser war dann die Überraschung als im ersten, von uns angelegten Sondierschnitt auf dem etwa 300 m² grossen Bauplatz wiederum spätbronzezeitliche Scherben zum Vorschein kamen. In einer eiligst anberaumten Notgrabung, die wegen den Bauterminen nur gerade drei Wochen dauern durfte, konnte eine grobe aber nicht in allen Belangen dem Berufsethos eines Archäologen entsprechende Untersuchung durchgeführt werden.¹² Neben drei, wohl neuzeitlich verscharrten Tierkadavern erbrachten die Grabungen als jüngsten Befund eine einzige Bestattung aus der Zeit des Mittelalters (Abb. 27). In spätrömische Zeit bzw. ins frühe Mittelalter (4.-8. Jh. n. Chr.) dürften zahlreiche Pfostenlöcher von Holzbauten gehören. Zur Errichtung der Gebäude wurde das leicht abfallende Ge-

11 CARIGIET AUGUSTIN/
CLAVADETSCHER URS:
St. Peter in Domat/Ems – Die
karolingische Kirche, eine
klosterähnliche Anlage und
ein frühmittelalterlicher Lisen-
enbau in:
Archäologie in Graubünden.
Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, 1992, S. 253-258.

12 Frau Candeloro von der Bauherrschaft sei an dieser Stelle für ihr Verständnis und Entgegenkommen bei den so kurzfristig anberaumten Grabungen gedankt. Zu Dank sind wir auch den Nachbarn, der Familie René Cotting-Conti, verpflichtet. Sie überliessen uns ein Metallobjekt, das beim Bau ihres Hauses gefunden worden ist.

**Domat/Ems, Crestas, Ur- und
frühgeschichtliche Siedlungs-
reste**

Abb. 28: Domat/Ems 1997, Erschliessungsstrasse Crestas; Im Vordergrund zeichnerische Dokumentation der spätbronzezeitlichen Siedlungsbefunde. Im Hintergrund wird der Stall, der auf dem geplanten Strassentrassée liegt, abgerissen. Blick von Süden.

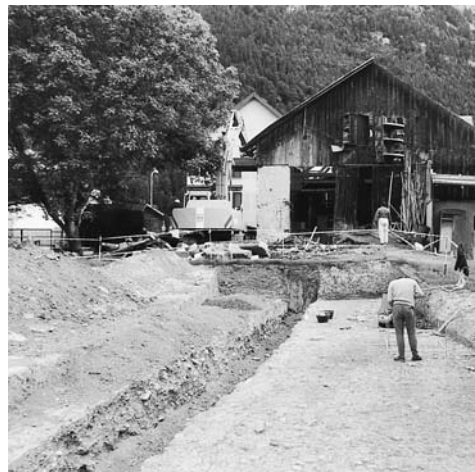
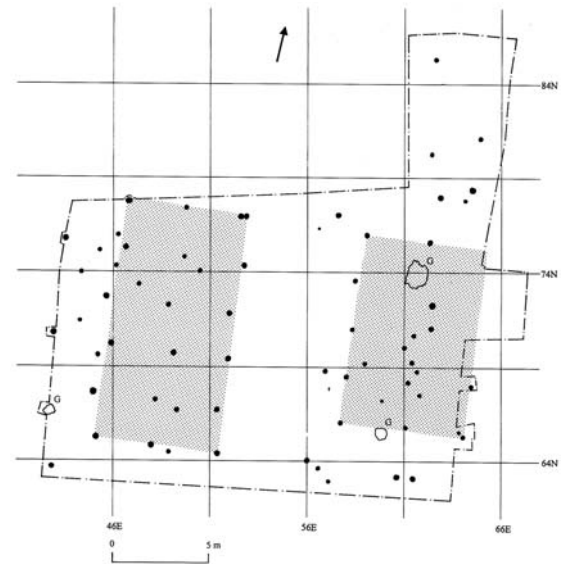


Abb. 29: Domat/Ems 1997, Parzelle 535; Plan der Grabungsfläche mit den Pfostenlöchern des spätrömisch-frühmittelalterlichen Siedlungsniveaus. Die Rasterung gibt die rekonstruierten Grundrisse von beiden, parallel liegenden Bauten an.

lände terassiert. Obwohl drei etwa parallele Reihen von Pfostenlöchern freigelegt wurden, gelang, wohl wegen der doch geringen Breite des Grabungsareales von 10 m, die Ausscheidung von eindeutigen Hausgrundrissen nicht. Ein ebenfalls hangparallel verlaufender, 30 cm breiter Steinzug aus lose geschichteten Kieseln könnte die Umfriedung der Bauten gebildet haben. Seine Zuweisung zum frühmittelalterlichen Bestand ist aber nicht gesichert, es könnte sich auch um eine jüngere Gartenumfassung handeln. Bei einer aus Steinplatten errichteten Feuerstelle konnte nicht mit Sicherheit bestimmt werden, ob sie ebenfalls ins Frühmittelalter datiert oder spätbronzezeitlich ist. Wie an anderen Siedlungsstellen des Frühmittelalters fiel der Fundanfall äusserst spärlich aus. Einige Scherben von Gefässen aus Lavez (= gedrechselter Stein) und eine grün glasierte Scherbe einer Reibschale dürften von dieser Besiedlung stammen. Bei den wenigen älteren römischen Funden wie einer Fibel und einigen Splittern von Terra Sigillata-Geschirr (2. Jh. n. Chr.) muss es sich um sekundär verfrachtetes Material einer anderen Siedlungsstelle handeln. Das



Gleiche gilt für zwei Scherben aus der jüngeren Eisenzeit (2./1. Jh. v. Chr.). Eindeutige Siedlungsspuren fassten wir auf der Parzelle 545 erst wieder für die Spätbronzezeit (12./11. Jh. v. Chr.). Das festgestellte Haus kann anhand der Holzabdrücke in den verbrannten Hüttenlehmstücken, dem Dichtungsmaterial der Wandritzten, mit grösster Wahrscheinlichkeit als Blockbau rekonstruiert werden. Der Gebäudestandort konnte dank der dichten und klar umgrenzbaren Verteilung des Hüttenlehms bestimmt werden. Das Haus mass vier Meter in der Breite und mindestens acht Meter in der Länge. Im Innern des Gebäudes kam unter dem Hüttenlehm, der vermutlich infolge eines Hausbrandes zum grössten Teil verstorzt war, eine dichte Konzentration von Keramikscherben zum Vorschein. Offenbar konnten beim Brand des Hauses die Tongefässe nicht mehr gerettet werden, sie wurden alle am Ort, an dem sie standen, von den herabstürzenden Balken zerschlagen und dort liegen gelassen. Anhand von charakteristischen Form- und Verzierungsmerkmalen können die Gefässe und damit auch der Bau ins 10. Jh. v. Chr. datiert werden.

Erschliessungsstrasse Crestas: Nach Beendigung der Grabungen auf der Parzelle Nr. 545 vergingen kaum zwei Monate, da musste der archäologische Dienst erneut Sondierungen im alten Dorfteil von Domat/Ems durchführen. Durch den Abbruch eines Stalles und den Bau einer Strasse sollten die in Crestas gegenüber der Aufbahnhalle des Friedhofes gelegenen, bisher nicht überbauten Parzellen erschlossen werden (Abb. 25, 5). Da das Trassée der geplanten Strasse etwa zwischen den Fundstellen En Streia Nr. 4 und der Parzelle Nr. 545 zu liegen kam, war es selbstverständlich, dass auch hier vorgängig archäologische Sondierungen durchgeführt werden mussten. Erwartungsgemäss stiessen wir auch in dieser, etwa 700 m² grossen Fläche auf bronzezeitliche Baustrukturen (Abb. 28). Siedlungsreste konnten indes nur im südlichen Bereich der geplanten Strasse nachgewiesen werden. Unter dem abgebrochenen Stall und weiter nördlich bis zur Aufbahnhalle sind die Erdschichten bis auf den anstehenden Rheinkies bereits beim Bau der umliegenden Häuser abgestossen worden, so dass eine Überbauung für diese Zone nicht

mehr nachzuweisen waren. Wiederum variierten auch hier im Bereich des Strassen-trassées dichte Konzentrationen von Hüttenlehm den Standort von bronzezeitlichen Hausbauten, die ziemlich genau in Nord-Süd-Richtung standen. Die Funde, Keramikscherben und einige Bronzeobjekte, lassen hier eine Datierung des Siedlungsareales ins 11./10. Jh. v. Chr. zu. Aus spätrömisch bis frühmittelalterlicher Zeit stammen wiederum zahlreiche Pfostenlöcher, bei denen es auch in diesem Falle nicht gelang, klare Hausgrundrisse zu bestimmen. Als jüngste Strukturen fassten wir auf dem geplanten Strassentrassée mehrere rechtwinklig zueinander verlaufende Steinzüge, die als Gartenbegrenzungen des letzten Jahrhunderts identifiziert werden konnten und teilweise noch mit den heutigen Parzellengrenzen übereinstimmen.

Parzelle 535: Bereits kurz nach dem Bau der Erschliessungsstrasse Crestas ist für die Parzelle 535 ein Bauprojekt ausgearbeitet worden, das 1998 zur Ausführung gelangen sollte (Abb. 25, 6). Um nicht unter grossem Zeitdruck im Frühjahr 1998 die Parzelle untersuchen zu müssen, entschlos-

Abb. 30: Domat/Ems 1997, Parzelle 535; Die zu Dreivierteln freigelegte, mit Steinen verfüllte Grabgrube (links) und der daran ange-setzten Feuerstelle (rechts). Blick von Osten.

Abb. 31: Domat/Ems 1997, Parzelle 535; Die Grabgrube nach Entfernung der Stein-füllung. Mit Blick nach Osten liegt das Skelett, der ursprünglich in Seitenlage in einem Sarg bestatteten Frau, am Grund der Grabgrube. Im Bereich des Schädels ist die Bogenfibel zu erkennen.



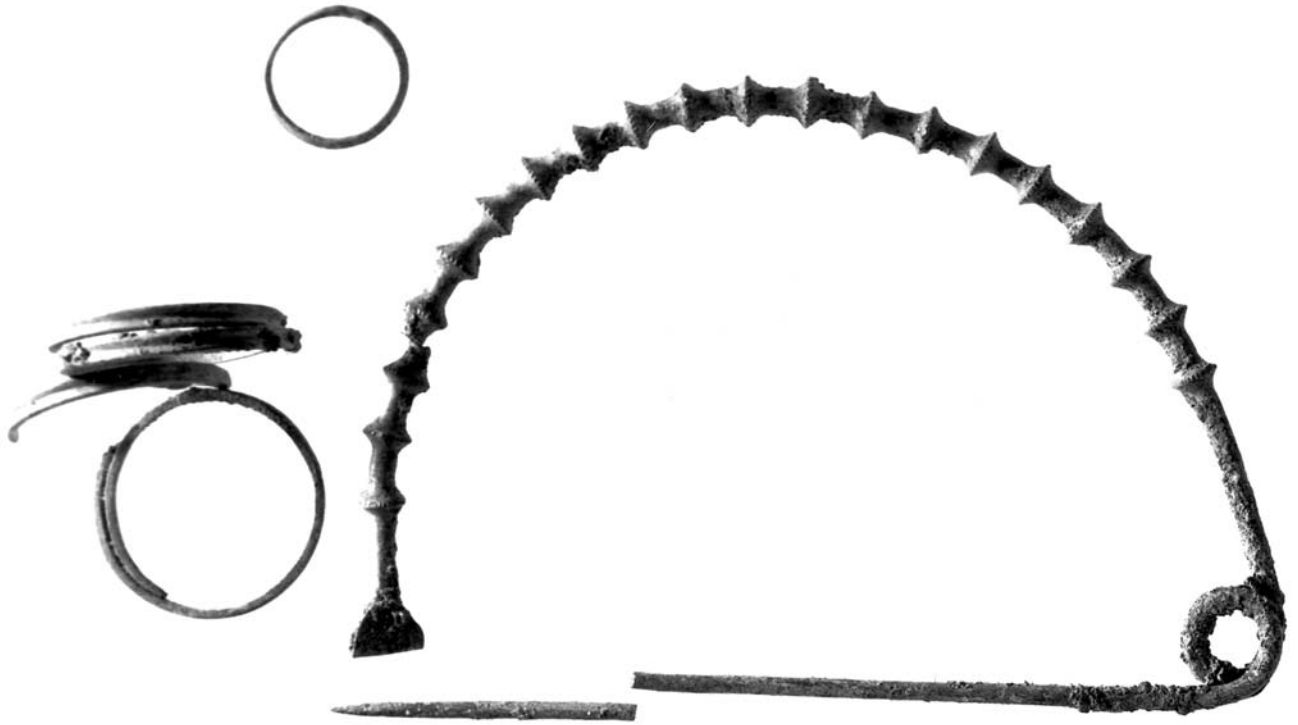


Abb. 32: Domat/Ems 1997, Parzelle 535; Die bronzenen Schmuckbeigaben der bestatteten Frau. Rechts die grosse, mit Rippen verzierte Bogenfibel, links die beiden Ohrringe und oben der einfache Fingerring. Mst. 1:1.

sen wir uns für eine archäologische Bestandsaufnahme bereits im Herbst 1997. Bei den Ausgrabungen, die vom 6. Oktober bis fast Ende Dezember dauerten, wurde eine Fläche von etwa 350 m² aufgedeckt. Wie bereits im Bereich der anschliessenden, neu gebauten Strasse stiessen wir auch auf der Parzelle 535 zuerst auf eine grosse Zahl von Pfostenlöchern, die wohl der spätrömisch-frühmittelalterlichen Epoche zuzuordnen sind. Erstmals konnten auch mit einiger Wahrscheinlichkeit zwei parallel liegende, Nord-Süd ausgerichtete Bauten mit Dimensionen von 6 x 13 Metern bzw. 6 x 10 Metern ausgeschieden werden (Abb. 29). Da keine Herdstellen die Bauten als Wohnhäuser ausweisen, dürfte es sich bei den beiden Gebäuden am ehesten um Wirt-

schaftsbauten handeln. Eine mit Holzkohle und Steinen verfüllte Vertiefung in einem der beiden Häuser, die wir als Werkgrube deuten, unterstützt diese Vermutung. Das zu dieser Besiedlung gehörige Fundmaterial war wiederum äusserst ärmlich und entspricht in der Zusammensetzung jenem aus den anderen Siedlungszonen. Von Begehungen in römischer Zeit fanden wir nur einzelne Keramikscherben sowie eine Silbermünze aus dem 1. Jh. n. Chr., eine eigentliche Überbauung des Geländes war auch auf der Parzelle 535 nicht nachzuweisen. Von der spätbronzezeitlichen Besiedlung hatten sich Strukturen wie einzelne Pfostenlöcher, Gruben und eine Herdstelle vor allem im westlichen und östlichen Grabungsareal erhalten. Im mittleren Bereich waren kaum

Hinweise auf Bauten zu finden und auch die Funddichte erwies sich als äusserst gering. Deshalb hatten wir schon bald die Vermutung, dass die Überbauung des Geländes relativ locker war und zwischen den Bauten jeweils grössere Flächen frei geblieben sind.

Kurz vor Grabungsende stiessen wir völlig überraschend am östlichen Grabungsrand auf ein spätbronzezeitliches Grab (Abb. 30-32).¹³ Vom Niveau der spätbronzezeitlichen Siedlung aus war eine im Grundriss kreisförmige Grube auf eine Tiefe von einem Meter mit einem Durchmesser von 1.5 Meter ausgehoben worden. Darin hinein wurde der Leichnam einer nach den Bestimmungen des Anthropologen Bruno Kaufmann etwa 50-jährigen Frau gelegt, die mit einer grossen Bogenfibel, zwei Ohringen und einem Fingerring aus Bronze geschmückt war. Der Sarg wurde so hingestellt, dass der Blick der auf der linken Seite liegenden Toten zur aufgehenden Sonne, dem Symbol des Lebens, gerichtet war. Am östlichen Grabgrubenrand stand das Fragment eines Tongefässes, das vermutlich die Speisen für das Jenseits enthielt. Nach der Grablegung wurde die Grube zuunterst mit Erde, dann bis zum Rand hinauf mit Steinen gefüllt. Die Grabanlage wurde dann offenbar mit einem Dach überdeckt, denn in der Steinverfüllung und ausserhalb der Grabgrube konnten je zwei Pfostenlöcher freigelegt werden, die ein Rechteck ergeben. Am nördlichen Rand des Grabes, ziemlich genau am Kopfende der bestatteten Frau, ist dann nachträglich eine Feuerstelle angelegt worden, in der möglicherweise Opfer für die Verstorbene dargebracht wurden. Diese Feuerstelle ist später mit Steinen zugedeckt worden. Das Einzigartige an dieser Bestattung ist sicher die Art

des Grabbaues. In der Spätbronzezeit werden die Verstorbenen nördlich und südlich der Alpen üblicherweise kremiert und in Urnen beigesetzt. Die Körperbestattung weist neben der aufwendigen Konstruktion des Grabbaues darauf hin, dass die Frau eine besondere Stellung im Dorf innehatte. Auch die Überdeckung mit einem Dach und die Feuerstelle lassen vermuten, dass man die Verstorbene nicht vergessen wollte und ihr noch längere Zeit Ehrbezeugungen zukommen liess. Ausserordentlich sind neben der Grabanlage auch die Gegenstände aus Bronze und Ton, die der Frau mitgegeben wurden. Die erwähnte Bogenfibel zur Verschlussung des Gewandes oder eines Tuches ist charakteristisch für den oberitalienischen Raum, nördlich der Alpen bedient man sich noch bis in die Eisenzeit hauptsächlich der Nadeln zur Fixierung der Gewandteile. Am beigegebenen Keramikgefäss ist eine Wulstverzierung ebenfalls als Merkmal zu erkennen, das eher Verbindungen zum oberitalienischen denn zum bündnerischen Raum herstellen lässt. Im 11. Jh. v. Chr., aus dem auch die in Ems begrabene Frau stammt, breitet sich die im Südtirol und dem Trentino ansässige Laugen-Melaun Kultur über den Alpenkamm bis ins St.Galler und Bündner Rheintal aus. Fassen lässt sie sich in unserem Gebiet an den typischen Tongefässen, die sich in Form und Verzierung klar von den einheimischen unterscheiden lassen. Heute geht man davon aus, dass Gruppen von Leuten aus dem oberitalienischen Raum in unser Gebiet ausgewandert sind, ohne jedoch die Ursachen für diese Migrationen zu kennen. Fragmente von Laugen-Melaun Keramik fanden wir neben der einheimischen Tonware in Domat/Ems an allen Grabungsstellen und eben vermutlich auch in diesem

13 Siehe auch Infoblatt der Gemeinde Domat/Ems 5/1998.

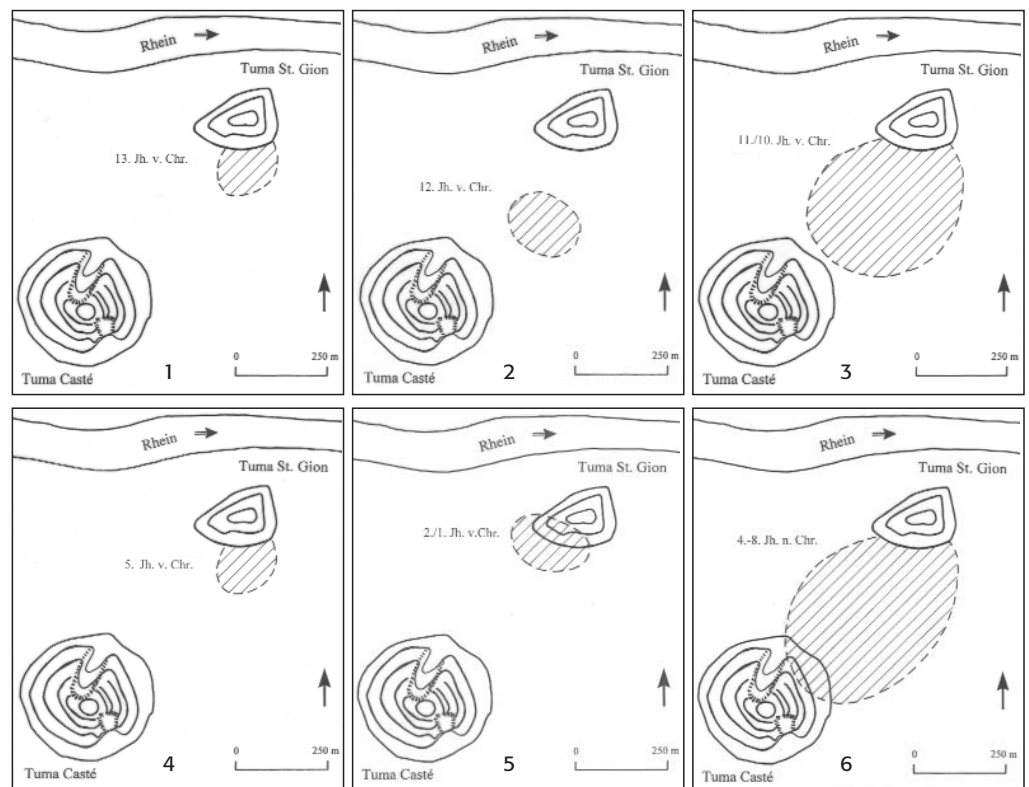
Grab, womit es wahrscheinlich wird, dass es sich bei der mit Schmuck und Tonware oberitalienischer Tradition bestatteten Frau um eine Eingewanderte handeln könnte. Da das Grab am Rand der Ausgrabungsfläche lag, wissen wir nicht ob sich östlich weitere Gräber des Dorffriedhofes befinden oder ob die Frau ihrer Sonderstellung wegen als Einzige innerhalb der Siedlung begraben wurde, was ebenfalls nicht den Gepflogenheiten in urgeschichtlicher Zeit entspricht.

Zusammenfassung: In den Jahren 1996 und 1997 mussten im alten Dorfteil Crestas in Domat/Ems an fünf verschiedenen Orten infolge von Bauprojekten archäologische Grabungen durchgeführt werden. Obwohl dabei nur Ausschnitte der ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung untersucht werden

konnten, bringt ein erster summarischer Überblick doch bereits einige neue Erkenntnisse zur Entwicklung der ur- und frühgeschichtlichen Dörfer auf dem Gemeindegebiet von Domat/Ems (Abb. 33). Fassen wir die Resultate der bisherigen Grabungen zusammen, so können wir feststellen, dass wir mit den Befunden und Funden im Haus En Streia Nr. 4 am Fusse des Kirchhügels St.Gion einen Ausschnitt des ältesten Dorfes fassen, das nach den Funden im 13. Jh. v.Chr. entstanden ist. Die Grösse dieser Siedlung ist unbekannt, da die umliegenden Bauten archäologisch noch nicht untersucht sind. Ebenso ist bisher auch nicht geklärt, ob sich das Dorf bis auf den Kirchhügel St. Gion ausdehnte. Die Auswahl des Siedlungsplatzes am Fusse der Tuma St. Gion dürfte einerseits aus Sicherheitsgrün-

Abb. 33: Domat/Ems 1983-1997, das ur- und frühgeschichtliche Siedlungsareal zwischen der Tuma Casté und der Tuma St. Gion; Die Pläne zeigen für die verschiedenen Zeiten die Orte mit den Funden der entsprechenden Periode und die vermutliche Ausdehnung des Siedlungsareales. Auf der Tuma St. Gion ist während allen Zeiten mit einer Besiedlung zu rechnen, es fehlen bisher aber klare Baustrukturen.

1-3 Spätbronzezeit;
4-5 Eisenzeit;
6 spätrömisch-frühmittelalterliche Zeit.



den erfolgt sein. Bei kriegerischer Bedrohung konnte man sich schnell auf den Hügel zurückziehen. Ein weiterer Grund dürfte in der Nähe zum Rhein liegen. Die Versorgung mit Frischwasser war jederzeit gewährleistet. Zudem bot das Gelände zwischen den Hügeln gute Bedingungen für die Landwirtschaft und war geschützt vor Rheinüberschwemmungen.

Im 12. Jh. v. Chr. verlagert sich das Dorf Richtung Westen in den Bereich der Parzelle 545. Die Gründe für diese Verschiebung sind unbekannt. Im 11./10. Jh. v. Chr. dehnt sich das Dorf nach allen Richtungen aus, wir fassen nun Funde aus dieser Zeit auf allen Grabungsplätzen, die Siedlung besitzt nun die grösste Ausdehnung innerhalb der Spätbronzezeit. In dieser Zeit erreichen auch die Einflüsse der oberitalienischen Laugen-Melaun Kultur Domat/Ems und mit ihr vermutlich auch die auf der Parzelle 535 begrabene Frau. Für die frühe Eisenzeit (800-450 v.Chr.) fehlt uns dann in Ems der Nachweis eines Dorfes, wir wissen nicht, ob die Leute abgewandert sind oder sich an Orten niedergelassen haben, die bisher archäologisch nicht untersucht sind. Aus dem 5. Jh. v. Chr., dem Beginn der jüngeren Eisenzeit finden wir dann wieder im Bereich des Hauses En Streia Nr. 4 Reste von Hausbauten und dazugehörnde Funde. Das bronzezeitlich überbaute Areal bis zur Tuma Casté könnte in dieser Zeit als Landwirtschaftszone genutzt worden sein. Die eisenzeitliche Besiedlung scheint nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Nach einem Unterbruch kann die jüngste vorrömische Siedlung aus dem 2./1. Jh. v. Chr. am südlichen Hügelfuss von St. Gion lokalisiert werden. Von der ersten römischen Besiedlungsphase des 1. bis 3. Jh. n. Chr. fehlen uns Hinweise auf den Standort der Häuser.

Obwohl wir in allen Grabungarealen Einzelfunde dieser Epoche geborgen haben, lässt sich die Lage der Siedlung bisher nicht lokalisieren. Vermutlich lag die römische Siedlung auf dem Kirchhügel St.Gion, wo 1990 Siedlungsspuren aus dieser Zeit erfasst wurden.¹⁴ In spätrömisch-frühmittelalterlicher Zeit (4.-8. Jh. n. Chr.) dehnte sich die Siedlung wieder zwischen der Tuma Casté und dem Kirchhügel St.Gion aus, also dort, wo bereits in der Spätbronzezeit das Dorf lag. Von diesem haben wir bisher vor allem Baureste in Form von Pfostenlöchern gefasst, mit denen in Einzelfällen Gebäudegrundrisse zu rekonstruieren waren. In welchem zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang diese einfachen Holzbauten zu dem mit architektonischen Elementen reich geschmückten, gemauerten Gebäude, das 1975/76 unter der Kirche St. Peter¹⁵ freigelegt wurde, stehen, bleibt solange unklar, bis die Befunde und Funde aller Emser Grabungen ausgewertet sind.

Auch wenn die neuesten Untersuchungen in Domat/Ems für die Ur- und Frühgeschichte teilweise bedeutende Resultate erbrachte, heisst das nicht, dass damit alle Fragen geklärt sind. Wie es beispielsweise zur Verschiebung, Verkleinerung oder Vergrösserung der Siedlungen kommt, ist weiterhin nicht erklärt. Auch bei künftigen Bodeneingriffen in Zusammenhang mit Bauprojekten im alten Dorfteil ist es deshalb unerlässlich, dass vorgängig archäologische Untersuchungen stattfinden. Denn erst wenn ein möglichst grosser Teil dieser uralten Dorfzone erforscht ist, lassen sich präzisere Angaben zur Entstehung, Entwicklung und Organisation des ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsstandortes in Domat/Ems machen.

14 Dokumentation im Archiv des ADG.

15 Siehe Anm. 11.

Klosters-Serneus, Gruob 1995/96

LK 1177 783 900/196 050, ca. 1030 m. ü. M

Ursache und Anlass der Untersuchungen

Das Gebiet «Gruob» oder «Gruoben» zwischen Mezzaselva und Klosters wird zum grössten Teil um rund 20 m aufgeschüttet, um einen Damm für die Umfahrung Klosters zu bauen. Als Auffüllmaterial wird Ausbruchschutt aus dem Bau des Veraina-Tunnels deponiert. Die geologischen Verhältnisse in der «Gruob» verlangen bauliche Massnahmen, um ein Abgleiten der Aufschüttung zu verhindern. Dazu gehört insbesondere die Entwässerung des Areals unter der Aufschüttung. Dies wurde mit einer Ringleitung sichergestellt, welche das anfallende Wasser sammelt und ableitet.

Diese Ringleitung verläuft am Rande des Hangfusses. In diesem Bereich wurde durch Lokalhistoriker der Standort der Burg «Badino» oder «Padino» vermutet. Insbesondere hat Altlehrer Hew aus Klosters diese These vertreten. Noch in den 60er Jahren besuchte er mit Schulklassen die vermutete Burgstelle (Abb.34). Dabei glaubte man, einen «Geheimgang» gefunden zu haben welcher die vermutete Burgstelle mit Serneus

Abb. 34: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Eine Schulklasse von Lehrer Hew inspiziert den Zugang zum «Geheimgang» zwischen der Burg «Padino» und Serneus. Foto von Lehrer Hew, 1966.



16 JHGG 1995, S. 109

17 Für das Entgegenkommen und die Unterstützung beim Einsatz von Baumaschinen sei an dieser Stelle dem kantonalen Tiefbauamt gedankt. Dem Oberbauleiter Hr. Ing. Fromm, Maienfeld sei für die Koordination gedankt.

verband, alternativ mit einem Ausgang welcher am Steilhang südwestlich des «Büel-Huus» vermutet wurde.

Ein weiterer Grund Nachforschungen anzustellen, fand sich in der Flurbezeichnung «Gruob». Im Zusammenhang mit Bergbau ist diese Bezeichnung verbreitet.

Aufwand und Dokumentation

Die Grabung dauerte insgesamt rund sechs Wochen. Der nötige Aushub wurde nach Möglichkeit maschinell gemacht. Neben der Begleitung und Kontrolle der maschinellen Arbeiten bestand unsere Arbeit in der Reinigung der Befundsituation. Darauf folgte die Dokumentationsarbeit, insbesondere die zeichnerische Dokumentation im Mst. 1 : 20 und anschliessend die Detailuntersuchung. Nachdem am 8. 5. 95 mit einer maschinellen Sondierung die Lage und der Umfang der Untersuchungsfläche abgeklärt wurde, konnte vom 18. 10. bis 8. 11. 1995 eine erste Ausgrabungsetappe durchgeführt werden. Weitere Befunde, welche älter als die bereits ergrabenen datierten, mussten 1996, kurz vor dem Beginn der Aufschüttung des Gebietes mit Ausbruchmaterial des Verainatunnels erforscht werden. Vom 11. 3. bis 3. 4. 1996 konnten die abschliessenden Arbeiten durchgeführt werden¹⁶. Vorausgehend musste die Baustellenzufahrt verlegt werden, da diese Mauerreste unter der in den 60er Jahren erstellten, geteerten Meliorationsstrasse lagen¹⁷. Bedingt durch die Terminplanung der Oberbauleitung musste die Ausgrabung im März durchgeführt werden. Neben Frosttiefen bis 2.5 m setzten uns auch wiederholte Schneefälle zu. Unter den gegebenen Verhältnissen und der uns eingeräumten Frist mussten auf ver-



Abb. 35: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Mit dem Bagger wird die Öffnung zum «Geheimgang» freigelegt.



Abb. 36: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Das jüngere Haus, Übersicht aus Südwesten.

schiedene standardisierte Dokumentationsverfahren verzichtet werden. So konnte zum Beispiel kein Querprofil erstellt werden; die Interpretationsmöglichkeiten betreffend Bauabfolge und Datierung sind somit eingeschränkt.

Die Grabungsergebnisse

Der jüngere Bau

Zum «Geheimgang»

Die Idee eines «Geheimganges» steht im Zusammenhang mit einer auf von Sprecher¹⁸ zurückgehende Aussage, «in der Gruob bei Mezzaselva sei der Turm Badino gestanden». Poeschel hat die Mauerreste offenbar gesehen, er bezeichnet sie als «typisches Mauerwerk eines auf Verputz berechneten Gebäudes aus dem 16. Oder 17. Jhd. Grundfläche rechteckig länglich, quer unterteilt, also nicht Turmform».

Schon die Sondierungen zeigten deutlich, dass von einem längeren Gang etwa bis Bad-Serneus nicht zu sprechen ist (Abb. 35).

Neben den topographischen Hindernissen welche ein solcher «Geheimgang» zu überwinden hätte, ist der Aufwand für ei-

nen solchen Bau vergleichbar etwa mit dem Projekt Vereinatunnel in heutiger Zeit. Ein solcher Aufwand hätte unweigerlich Spuren hinterlassen. Das Phänomen der unterirdischen «Geheimgänge» ist in der mündlichen Überlieferung praktisch überall im Kanton anzutreffen. Bislang konnte keine einzige solche Anlage nachgewiesen werden. Die Ursache solcher Legenden zu erforschen ist aber nicht Thema dieses Aufsatzes.

Das Kellergeschoss

In der ersten Grabungsetappe wurde der Grundriss eines Bauernhauses freigelegt (Abb. 36). Da das Haus am Hangfuss gegen den Hang gebaut worden ist, zeigt sich das unterste Geschoss als Keller der aber gegen die Ebene der Gruob ebenerdig zugänglich war. Der Kellerzugang verlief etwa in der Hausmitte des Gesamtgrundrisses, der Gang bildete gleichzeitig die hangseitige Begrenzung des Kellergeschosses. Bei diesem gewölbten, 5m langen Gang, an dessen östlichem Ende eine aus behauenen Tuffen gebaute Rundbogentüre gegen Süden den westlichen Kellerraum zugänglich machte, handelt es sich zweifellos um den von Hew

¹⁸ POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 275.

Abb. 37: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Vermauerter, ehemaliger Kellereingang, Ansicht aus Nordosten.



Abb. 38: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Freigelegter älterer Bauteil, Übersicht von Südosten.



als «Geheimgang» bezeichneten «Stollen».

Zu Grabungsbeginn war dieser Gang bis ca. 40-50 cm unter den Gewölbescheitel hoch aufgefüllt gewesen. Die jüngsten Verfüllungen bestanden aus Abfällen aus Haus und Stall und dürften beim Abbruch des zum Nachbarhauses gehörenden Stalls in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hierher entsorgt worden sein. Stellt man sich nun die Schüler vor, welche knapp unter dem Gangewölbe bis an den durch Abbruchschutt verschütteten Kellerzugang robben, so ist es gut vorstellbar, dass sie den Eindruck gewannen, sie seien schon 20-30 m weit in einem Gang vorgedrungen. Beim Zurückblicken erkannten sie wie in weiter Ferne einen schwachen Lichtschein, so mag die Dimension des Ganges als täuschend lang erschienen sein. Die Vermittlung dieser Legende durch einen Lehrer, dem selbst die Burgenromantik nicht fremd war, mag zur Verbreitung derselben geführt haben.

Beim vermuteten «Abzweiger» gegen Süden handelte es sich also um die Kellertüre des westlichen Kellers. Eine weitere Türe in dessen Ostmauer erschloss den östlichen Kellerraum welcher um die Gangbreite grösser als der westliche war. Alle Räume

im Kellergeschoss waren verputzt. Der Westkeller zeigte ein Fenster gegen Süden, der Ostkeller ein Fenster gegen Süden und eine eigentümliche Scharte gegen Osten. Auch die Aussenmauern des Kellergeschosses waren verputzt.

Anhand von Balkennegativen welche in der Nordmauer des Westkellers zu beobachten waren, konnte das Bodenniveau des darüberliegenden Geschosses ermittelt werden.

Das Obergeschoss

Die Höhe der erhaltenen Mauern, die Negative der Bodenbalken und die gerade Bördelkante eines Mörtelbodens weisen auf Holzwände als Raumtrenner im Obergeschoss hin. Es ist davon auszugehen, dass über dem gemauerten Kellergeschoss ein typisches Prättigauer Holzhaus in Strickbauweise stand. Direkt an der im Negativ nachgewiesenen (Ost-West verlaufenden) Trennwand befand sich eine Feuerstelle. Wir denken, dass es sich dabei um die Herdstelle der Küche oder um die Feuerung des Stubenofens aus Küche oder Gang handelt. Das Obergeschoss umfasste im Grundriss etwa die doppelte Fläche des Kellergeschosses. Nördlich der Räume über den

Kellerräumen setzten weitere Räume an. Wir konnten nur eine hölzerne, Ost - West verlaufende Trennwand ermitteln. Es ist von drei eher aber von vier Räumen in diesem Geschoss auszugehen, eventuell über einen Gang zugänglich in welchen auch ein Treppenhaus zu einem weiteren Geschoss eingebaut war. Zugehörige Befunde zu den Nordräumen sind wohl durch den Bau der Meliorationsstrasse in den 60'er Jahren entfernt worden (s. unten).

Wir haben in der isometrischen Darstellung des Befundes (Abb. 39) nur die Kellermauern in der Höhe soweit ergänzt wie sie wohl ursprünglich standen. Auf eine Raumteilung oder gar eine Gebäude-rekonstruktion des Holzbauteils verzichteten wir.

Besonderes

Ausser der grossen Menge des aus diesem Jahrhundert stammenden Fundmaterials, welches in den Kellerzugang geworfen wurde, konnte kaum Fundgut erfasst werden. Etliche Gegenstände wie zeitlose Wetzsteine zeigen eine bäuerliche Nutzung des Objektes an. Der Mangel an datierendem Fund-

gut ist darauf zurückzuführen, dass das Haus als Wohngebäude aufgegeben, eventuell gar abgebrochen worden ist. Der Grund dafür könnte die Steinschlaggefahr aus dem Gebiet der Sattelflue gewesen sein. Im westlichen Keller fand sich ein mächtiger Felsbrocken welcher wohl für die starke Zerstörung der Nordwand des Kellers verantwortlich war.

Der ältere Bau

Wir erkannten bei der Ausgrabung des oben beschriebenen Baues, dass diese Mauerteile eines älteren Hauses verwendete. Nachdem die Meliorationsstrasse aufgehoben wurde, konnten wir kurzzeitig noch diesen älteren Bau ergraben. Da diese Arbeiten zu einem Zeitpunkt erfolgen mussten wo noch bis in über 2 m Tiefe der Boden gefroren war, konnten wir keine Feinuntersuchungen anstellen. Insbesondere die Zugänglichkeit dieses Raumes konnte nicht sauber dokumentiert werden. Die Beobachtungen die während der Baggerarbeiten gemacht wurden lassen aber folgende Schlüsse zu:

Der Keller scheint einen Zugang in der Süd-mauer (Abb. 37), im Bereich des späte-

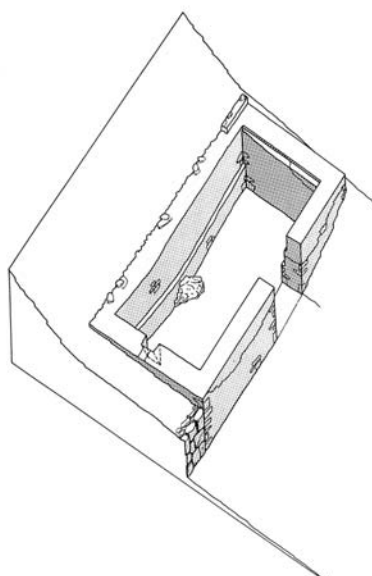
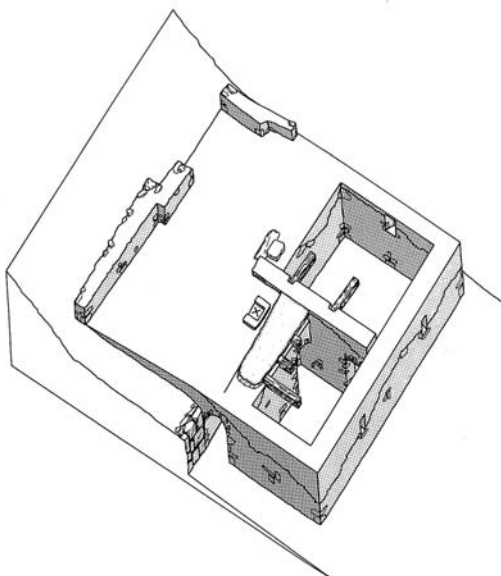


Abb. 39: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Isometrische Darstellung der jüngeren Bauphase.

Abb. 40: Klosters-Serneus 1997, Gruob. Isometrische Darstellung der älteren Bauphase, Einblick aus Südwesten.

ren Ostkellers, aufgewiesen zu haben. Dort bestand ein Mauerwerk, welches gegen Norden in Grube, respektive gegen Verfüllmaterial im Kellerraum gesetzt worden ist. Alle übrigen Mauern wiesen eine Verblendung der Mauer gegen das Innere des Kellers auf. Allenfalls kann vermutet werden, dass die Türe mit Tuffgewände, welche im jüngeren Bau den Westkeller und den Gang erschloss, ursprünglich an dieser Stelle stand. Das Mauerwerk der Nordmauer, welches gegen Norden in Grube an den Hang gesetzt worden ist, passte sich dem Gelände derart an, dass grössere Felsbrocken in die Mauer einbezogen worden sind, dadurch erhielt die Mauer eine recht starke Bewegung in der Verblendungsfläche. Die restlichen Mauern verliefen auf gerader Linie (Abb. 38). Das Mauerbild zeigt sich recht kompakt ohne lagerhaftes Mauerwerk. Teilweise sind kleine Steine zwischen grösseren Mauersteinen oder den integrierten Felsbrocken eingekeilt. Es handelt sich nicht um mittelalterliches Mauerwerk.

Beim Ausbaggern dieses Kellers zeigten sich auch in diesem riesige Felsbrocken, zweifellos aus Abbrüchen aus dem Gebiet der Sattelflue stammend. An der Nordmauer konnten noch Negative von eingemauerten Holzbalken nachgewiesen werden. Auch dieser Bau dürfte also ein Obergeschoss aus Holz aufgewiesen haben. Wir zeigen in der Isometrie jedoch wieder das Kellergeschoss, das heisst den dokumentierten Befund (Abb. 40). Die Mauern waren alle unverputzt. Der Keller selbst dürfte recht feucht gewesen sein. Während unseren Arbeiten drang ständig Wasser aus der Hangseite durchs Mauerwerk in den Raum.

Zusammenfassung und Deutung

Der ergrabene Befund stammt von einem Bauernhaus, welches auf zwei Bauphasen zurückgeht. Die ältere Phase bestand aus einem einräumigen Keller. Darauf muss man sich ein Holzhaus vorstellen. Die grossen Felsbrocken im Verfüllmaterial des Kellers lassen eine plötzliche Zerstörung des Hauses durch einen Felssturz aus dem Gebiet der Sattelflue vermuten. Aus diesem Grunde mag es verwundern, dass unter Verwendung der Kellersüdmauer ein weiteres mal ein Haus aufgebaut worden ist. Dieses wies zwei Kellerräume und einen fünf Meter langen Gang als Kellerzugang auf. Der darüberliegende Holzbau dürften drei bis vier Räume aufgewiesen haben. Die Mauern dieser Bauphase waren Innen und Aussen verputzt. Auch dieses Haus scheint von Felssturz betroffen worden zu sein. Eine absolute Datierung ist für beide Hausbauphasen nicht zu geben. Wir möchten aber der Interpretation Poeschels folgen und die jüngere Bauphase ins 16. oder eher noch ins 17. Jh. datieren. Die ältere Bauphase dürfte frühestens im 15. Jh. entstanden sein.

Im Zusammenhang mit der Zerstörung des Jüngeren Hauses sei auf den Chronisten Niculin Sererhard hingewiesen¹⁹. In seinem wohl 1742 vollendeten Buch schreibt er über einen Hof in der Gruben: «Ob diesem Ort ist ein Wald und ob dem Wald ein hoher Felsen. Aus diesem Felsen haben erst vor etliche wenig Jahren grosse Stück Steine wie Häuser und halbe Häuser angefangen loss zu brechen und durch dem Wald mit schrecklichem Geprassel hinunder zu trohlen in die Grub und hat wenig gefehlt, dz nicht deren ein Stein ein allorten bewohntes Haus mitten in der Nacht zerschmetterte zu höchstem Schrecken der Einwohner...»

19 SERERHARD NICULIN: Einfalte Delineation, Chur 1944, S. 171f.

Die Ausgrabungen in Silvaplana/Surlej

Alfred Liver

Historischer Überblick

«Wo der See sich zu einem schmalen Arm zusammendrängt, führt eine Brücke auf die rechte Seeseite hinüber, in eine schöne Wiesenebene, wo das Dörflein Surlac, einige Häuser mit einem Kirchlein, liegt». So beschrieb Ulrich Campell das Dorf Surlej um 1570²⁰. In den nächsten zwei Jahrhunderten entwickelte sich Surlej zu einem wohlhabenden Weiler, der politisch und kirchlich zu Silvaplana gehörte, aber eine gewisse Selbständigkeit genoss. So besass Surlej einen eigenen Dorfmeister und einmal im Monat wurde in der Kirche von Surlej gepredigt. Das Grundeinkommen wurde wohl mit der Landwirtschaft erwirtschaftet, für den relativen Wohlstand dürfte aber das Transportwesen und die temporäre Auswanderung der männlichen Einwohner gesorgt haben. Viele Oberengadiner betrieben in der Fremde, vorallem in Venedig, einen Schnapsladen oder eine Zuckerbäckerei, die sie gemeinsam mit einem aus der Heimat stammenden Kompagnon teilten,

so dass jeder alternierend ein Jahr das Geschäft führte und ein Jahr Heimaturlaub genoss. Viele waren auch als Schuhmacher während des Winters unterwegs und kehrten im Frühjahr wieder in ihre Dörfer zurück²¹.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts begann der Niedergang des Dorfes Surlej. Die Einwohnerzahl sank zwischen 1756 und 1785 um fast ein Drittel auf 61 Personen²².

Ob dies als Reaktion auf den Rufeniedergang von 1772 geschah, lässt sich heute nicht mit Sicherheit sagen. Der Wandel im Transportwesen und die damit verbundene Krise im Bündner Passverkehr, sowie das Gewerbeverbot für Bündner in Venedig von 1766, das die Auswanderer zum Ausweichen in weiter entfernte Gebiete zwang, dürften ebenfalls Gründe für den Bevölkerungsrückgang gewesen sein.

Am 30. Juni 1793 wurden der Dorfkern und viele Güter durch eine Rufe (Schlamm-lawine) verschüttet. Die bis zu 2.5 m hohe Schlamm- und Geröllmassen beschädigten viele Häuser und machten viele Wiesen auf Jahre hinaus unfruchtbar.

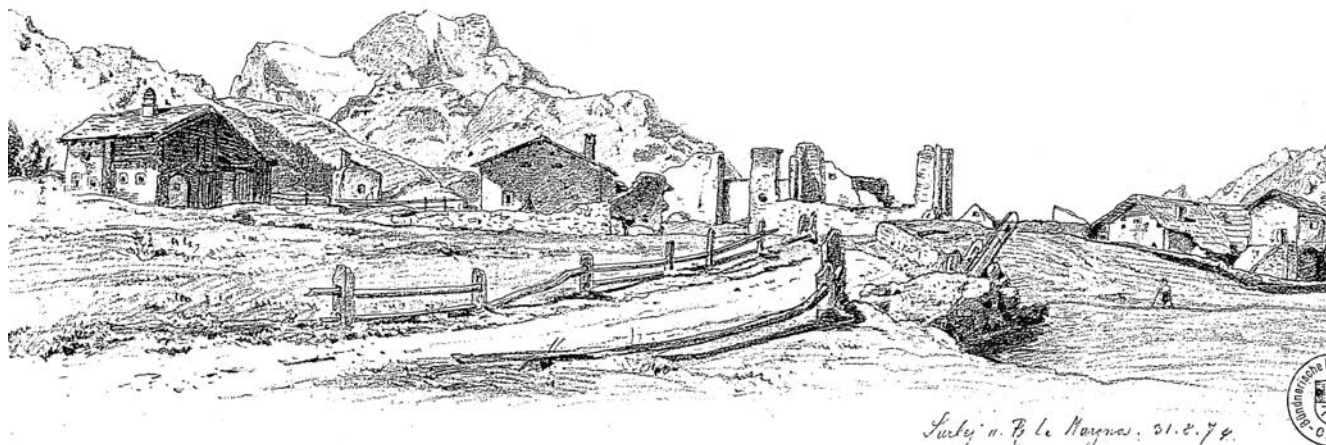
20 CAMPPELL ULRICH: Topographische Beschreibung von Hohenrätien: Herausgeber: von MOHR CONRADIN, Chur 1851, S. 66 f.

21 von SPRECHER JOHANN ANDREAS: Kulturgeschichte der drei Bünde im 18. Jahrhundert: Herausgeber: JENNY RUDOLF: Chur 1976, S. 127-160.-

SEREHARD NICOLIN: Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden: Herausgeber: KERN WALTER: Chur 1944, S. 99 f.

22 Cudesch da Baselgia, GA. Silvaplana, I C 22, S. 4

Abb. 41: Silvaplana/Surlej; Das Ruinenfeld anno 1874, Bleistiftzeichnung, unbekannter Autor.



**Die Ausgrabungen in
Silvaplana/Surlej**

- Abb. 42: Silvaplana/Surlej,
Quartierplan «Seglias»;
- 1 Standort der abgegangenen Kirche
 - 2 Hotel Bellavista
 - 3 Bauten, die vor 1793 entstanden
 - 4 Ausgrabung «Via Ruinas»
 - 5 Ausgrabung «Bellavista».



Eigenartigerweise blieb die Einwohnerzahl bis 1804 stabil²³. 1807 schreibt ein Chronist jedoch: «Surleg, jenseits des Sees, ist nun fast ganz verlassen, theils wegen des einsamen Lebens, theils aus Furcht vor den Ausbrüchen des Baches. Nur zwei stimmfähige Gemeindeglieder sind daselbst wohnhaft, und auf diesen alternirt dann die Dorfmeisterwürde bis andere aus der Fremde zurückkehren²⁴.»

Von den ehemals ca. 20 Häusern sind bis heute gerade noch fünf erhalten geblieben (siehe Abb. 42). Die meisten der stark beschädigten Gebäude wurden im Laufe der Zeit bis auf die Grundmauern abgebro-

chen, brauchbares Baumaterial andernorts wiederverwendet und die Hausgrundrisse aufgefüllt. Eine Bleistiftzeichnung von 1874 zeigt die, von der Rufe verschont gebliebenen Häuser und die zum Teil hoch aufragenden Mauern der Ruinen (Abb. 41). Viele dieser Ruinen fielen der regen Bautätigkeit, die mit dem Bau der Corvatschbahn einsetzte, zum Opfer. Lediglich ein Teil der Zone «Seglias Nord» blieb bis heute unverbaut. Bauvorhaben auf zwei Parzellen in diesem Gebiet veranlassten den Archäologischen Dienst Graubünden diese archäologisch zu untersuchen.

²³ Siehe oben Anm. 3.

²⁴ LORSA JAKOB J., in: der neue Sammler, Chur 1807, S. 231 f.

Die Ausgrabungen an der Via Ruinas

Auf der Parzelle an der Via Ruinas, unmittelbar nördlich der Ova da Surlej, wurden in der ersten Kampagne im Herbst 1996 die Grundmauern eines Bauernhauses mit angebautem Stall und teilweise ein Stall des Nachbarhofes freigelegt (siehe Abb. 42). Die beiden Ställe waren durch die Rufe total zerstört worden. Ein gemauerter Eckpfeiler war *en bloc* umgedrückt und ein Pfosten mit einem Querschnitt von 20 / 20cm wie ein Zündholz gebrochen worden. Das Bodenniveau des ehemaligen Viehstalls lag unter einer ca. 2.5 m hohen, kompakten Schicht aus Lehm, Kies, Schotter und Findlingen von zum Teil über 1 m Durchmesser. Die Aussenmauern des Hauses auf der Süd- und Ostseite wurden stark beschädigt, haben jedoch dem enormen Druck der Erdmassen widerstanden. Das Innere war mit Bauschutt aufgefüllt, bis auf eine 10-20 cm dicke Lehmschicht über dem Bodenniveau, die zeigt, dass diese Räume überflutet worden waren. Verschiedene Reparaturen und Fensterzumauerungen an der südlichen Aussenmauer zeigen, dass man immer wieder Probleme mit dem Wildbach hatte.

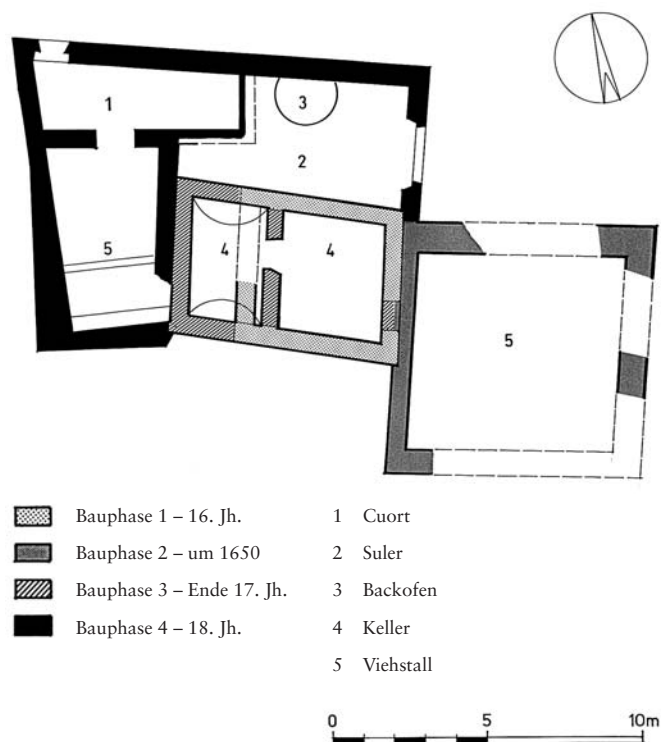
Die baugeschichtlichen Untersuchungen zeigten, dass unser Gehöft in verschiedenen Etappen entstanden ist (siehe Abb. 43). Der Kernbau, der wohl ins 16. Jahrhundert zu datieren ist, bestand aus einem 5.0 m / 5.5 m grossen, einräumigen Haus, das an die steilabfallende Südflanke eines, ca. um Geschosshöhe aufragenden Felsens gebaut wurde. Um 1650²⁵ wurde auf der Ostseite des Gebäudes ein Stall von quadratischer Grundfläche mit einer Seitenlänge von ca. 8.5 m angebaut. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts. erweiterte man den Kernbau gegen Westen um ca. 2.5 m. Die Westwand

wurde abgerissen und das neue Gebäude in zwei Räume aufgeteilt. Der kleinere Raum war mit einem Nord-Süd orientierten Tonnengewölbe überdeckt.

Seine endgültige Form erhielt das Gebäude aber erst im 18. Jahrhundert. Der bestehende Bau wurde in ein Gebäude integriert, das die Grundmerkmale eines Engadinerhauses aufweist, wenn auch einzelne Details, zum Beispiel die Anordnung des Stalles, nicht zu dieser Hausform passen. Auf der Nordseite, ca. um ein Stockwerk erhöht, entstand ein «Sulèr» mit einer grossen, nach Osten gerichteten Bogentüre und einem gepflasterten Fussboden. An die nördliche Aussenwand wurde ein halbrunder Backofen angebaut. Auf der Westseite

25 Die absoluten Datierungen beruhen auf dendrochronologischen Analysen, die in unserem Dendrolabor von Mathias Seifert ausgeführt wurden.

Abb. 43: Silvaplana/Surlej 1996, «Via Ruinas»; Grundriss, Phasenplan Mst. 1:250.



des Kernbaus wurde ein Stallraum ca. 6 m / 3m angebaut, der durch eine kleine «Cuort» mit einer Türe auf der Nordseite erschlossen wurde.

Die Ausgrabungen beim Hotel Bellavista

Im Frühsommer 1997 wurde der westliche Teil der Parzelle des Hotels Bellavista archäologisch untersucht (siehe Abb. 42). Es konnte ein Teil eines Bauernhauses freigelegt werden. Der restliche Teil liegt noch unter dem bestehenden Hotel. Das Bodenniveau im Innern lag ca. 3.5 m unter der Grasnarbe. Die Mauern waren bis zu 3.2 m, also mehr als Geschosshöhe, erhalten. Der exponierte östliche Teil des Gebäudes war von der Rufe eingedrückt und mit Schutt gefüllt worden. Im westlichen Teil waren die südliche und westliche Aussenwand durch den Erddruck von Aussen in der Raummitte richtiggehend durchgebo-gen worden. Direkt über dem Bodenniveau lag eine bis zu 1 m dicke, eingeschwemmte Lehmschicht. Darüber war mit Bauschutt aufgefüllt worden.

Der Kernbau bestand hier aus einem drei Raum tiefen Gebäude von 5.5 m Breite und 13.1 m Länge (siehe Abb. 44). Die drei Räume waren einzeln durch Türen auf der Südostseite erschlossen. Die dendrochronologische Untersuchungen von Hölzern dieser Bauphase erlaubt eine Datierung in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der quadratische Raum 1, der als Keller genutzt wurde, besass eine Holzbalkendecke. Über die beiden Räume 2 und 3, die als Viehstall dienten, waren Ost-West orientierte Tonengewölbe gespannt.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden diese beiden Räume teilweise neu aufgemauert und mit einer ca. 2.2 m brei-

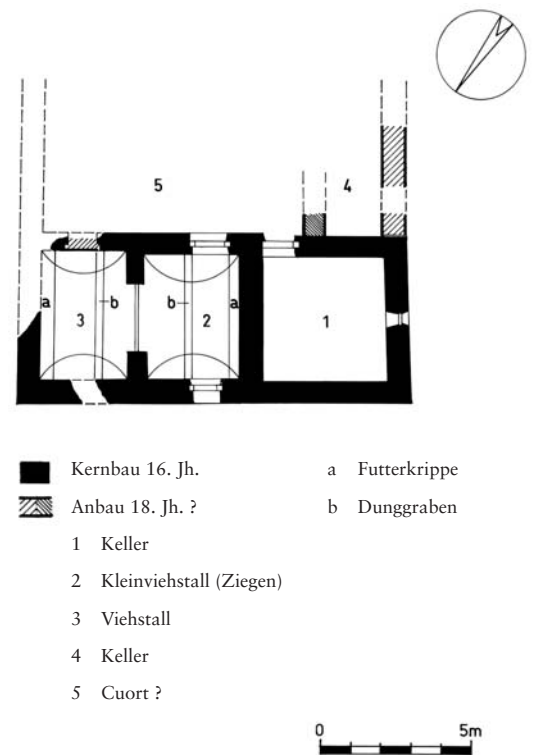


Abb. 44: Silvaplana/ Surlej 1997, «Bellavista»; Grundriss, Phasenplan Mst. 1:250.

ten Verbindungstüre versehen. Der Raum 1 erhielt in derselben Umbauphase einen gestrickten Holzaufbau, der später mit einer Vormauerung versehen wurde.

Der Anbau der Räume 4 und 5 konnte nur ansatzweise untersucht werden, da er grösstenteils ausserhalb der Grabungsfläche lag. Auf einer Fotografie, die um die Jahrhundertwende entstanden ist, sieht man, dass sich das Gebäude noch weiter nach Südosten ausgedehnt hatte. Dieser Umbau, der aus dem bescheidenen Bau ein stattliches Engadinerhaus machte, konnte leider nicht genau datiert werden, aber auf jeden Fall erfolgte er nicht vor der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, sehr wahrscheinlich sogar erst im 18. Jahrhundert.

Das neu eingerichtete Dendrolabor des Archäologischen Dienstes Graubünden und seine Tätigkeit

Mathias Seifert

Seit dem Frühjahr 1997 verfügt der Archäologische Dienst Graubünden (ADG) über eine dendrochronologische Messanlage, mit der Hölzer aus Grabungen und von Bauuntersuchungen jahrgenau datiert werden können. Bisher mussten die teuren Jahrringanalysen im Auftrag an private Labors vergeben werden, es konnten deshalb selten von allen archäologisch untersuchten Bauten entsprechende Holzdatierungen durchgeführt werden. So liess sich denn auch in den wenigsten Fällen die archäologisch erschlossene Baugeschichte von Gebäuden mit exakten Zeitdaten versehen. Eine Bewertung der Bauereignisse im Kontext der Zeitgeschichte war deshalb nur bei ganz ausserordentlichen Gebäuden möglich.

Ähnlich gelagert war die Situation für die Kantonale Denkmalpflege Graubünden (KDG), mit der bei bauarchäologischen Untersuchungen eine enge Zusammenarbeit besteht. Bei Entscheidungen über Erhaltung oder Abbruch von historischen Gebäuden spielt neben dem Anteil an historischer Bausubstanz in den meisten Fällen auch deren Alter eine zentrale Rolle. Denn Gemeinden, aber auch Private lassen sich, so fragwürdig dies auch sein mag, häufig nur über ein möglichst hohes Alter von der Erhaltungswürdigkeit eines Gebäudes überzeugen. Auch für die Denkmalpflege lag es aber bisher ausserhalb der finanziellen Möglichkeiten von allen betroffenen Bauten exakte Datierungen durch die Dendrochronologie vornehmen zu lassen. Obwohl Kantonsarchäologie und Denkmalpflege schon seit Jahren Überlegungen zur Inbetriebnahme eines eigenen Labors anstellten, gelang eine Realisierung nicht, da



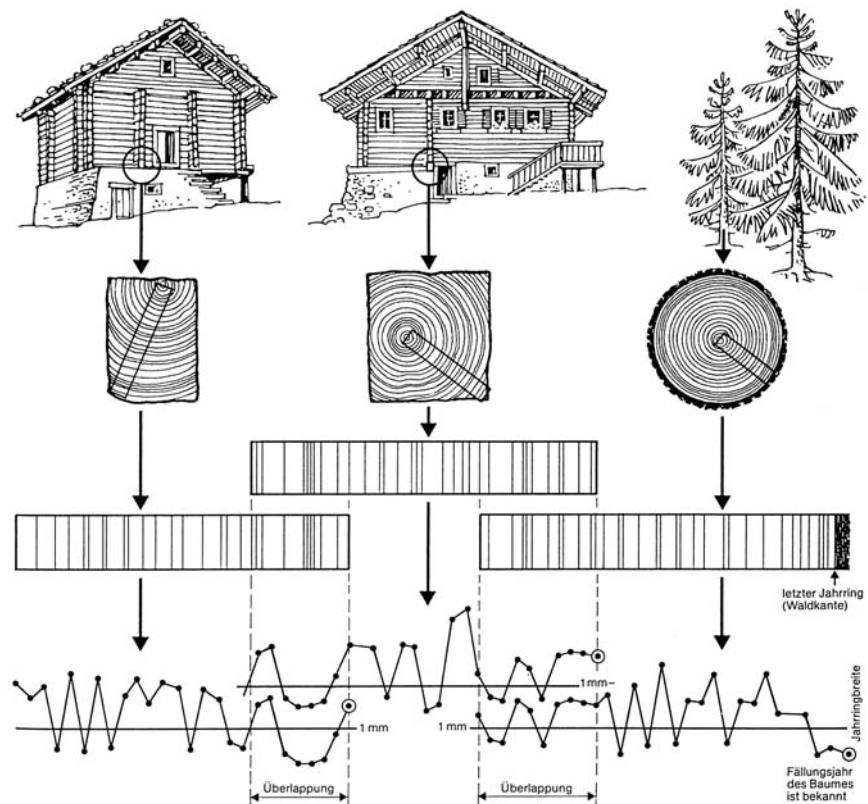
Abb. 64: Probenentnahme am verzierten Rähmbalken eines gotischen Prunkzimmers in einem hochmittelalterlichen Haus in Tinizong. Die Stube entstand nach den dendrochronologischen Daten im Jahr 1464.

die Kosten für eine Anlage samt den Computer-Programmen sowie die Ausbildung eines Dendrochronologen finanziell nicht zu tragen waren.

1996 erhielt der Schreibende, ausgebildet als Archäologe und Dendrochronologe, eine Anstellung als Grabungsleiter. Während seiner Tätigkeit konnte er in diesem Jahr auch zahlreiche Holzuntersuchungen im Auftrage des ADG im Jahrringlabor der Stadt Zürich (Büro für Archäologie, BAZ), wo er über zehn Jahre tätig war, durchführen. Schon bald reifte der Wunsch um Kosten und Aufwand zu reduzieren, eine eigene Anlage für dendrochronologische Messungen in Haldenstein zu installieren, da ein ausgebildeter Fachmann ja zur Hand war. Nach interkantonalen Gesprächen zwischen dem Kantonsarchäologen von Graubünden, Urs Clavadetscher, und dem Leiter des BAZ, Ulrich Ruoff, konnte dann 1996 durch eine vertragliche Regelung das Dendrolabor dann endlich realisiert wer-

Das Dendrolabor des ADG und seine Tätigkeit

Abb. 65: Das Prinzip der Dendrochronologie. Durch überlappende Jahringkurven von immer älteren Hölzern wird ein durchgehender Jahringkalender aufgebaut, der heute für Eichenholz lückenlos bis ins 8. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Für die Nadelhölzer (Fichte, Lärche, Weisstanne, Föhre, Arve) des Kantons Graubünden besitzen wir durchgehende Jahringkurven bis ins 9. Jahrhundert n. Chr. (Abbildung nach Schweingruber/Ruoff 1979).



den. Durch diesen Vertrag wird der ADG zur Benutzung der für die dendrochronologischen Untersuchungen notwendige Software, die von der Stadtarchäologie Zürich über Jahrzehnte erarbeitet und weiter entwickelt worden ist, autorisiert. Im Gegenzug ermöglicht der ADG dem BAZ den Zugriff auf die in Graubünden erhobenen Jahringwerte zwecks Datierung und Überprüfung der Zürcher Daten. Nach der Anschaffung eines Messtisches und eines Binokulars (Stereolupe) konnte das Dendrolabor des ADG im Frühjahr 1997 seinen Betrieb aufnehmen. Die Untersuchungen werden zur Zeit vom Schreibenden neben den anfallenden, archäologischen Abklärungen und Grabungen vorgenommen. Als Auftraggeber treten neben dem ADG und der KDG in jüngerer Zeit vermehrt

auch Architekten und Private auf, die während einem Umbau auf alte Gebäudeteile stossen und diese datieren lassen wollen.⁵¹ Neben Holzteilen von Bauten können im Dendrolabor aber auch Skulpturen, auf Brettern angebrachte Gemälde und Möbel datiert werden.

Seit der Inbetriebnahme sind im Labor bereits über 500 Hölzer jahringanalytisch untersucht worden. Wie bereits angedeutet, stammen die meisten Holzproben aus Häusern, die infolge eines Umbaus, einer Bauabklärung oder vor dem geplanten Abbruch archäologisch und dabei auch dendrochronologisch untersucht worden sind. Die Resultate der Jahringuntersuchen sind bereits in verschiedenen Artikeln des ADG und der KDG in diesem Rechenschaftsbericht aufgeführt. Besonders zu erwähnen ist

⁵¹ Eine Preisliste kann beim ADG angefordert werden.



Abb. 66: Die Anlage zur dendrochronologischen Untersuchung von Holzproben im ADG. Im Vordergrund der Messtisch, auf dem die Jahrringe der Holzproben unter der Stereolupe ausgemessen werden. Die Werte werden direkt über ein am Tisch angeschlossene Messschiene in den Computer zur weiteren Verarbeitung übertragen.

ein Projekt der KDG, bei dem die Entwicklung des Engadiner Bauernhauses am Beispiel der Gemeinde S-chanf untersucht worden ist. Dabei sind nach den Planaufnahmen aller Häuser der Gemeinde in elf ausgewählten Bauten mittels eines Hohlbohrers Proben zur dendrochronologischen Datierung entnommen worden. Die hochinteressanten Ergebnisse zur Bauentwicklung und den dendrochronologischen Daten sowie deren historische Deutung sind kürzlich in monographischer Form publiziert worden.⁵²

Die Methode

Die Methode der Dendrochronologie (griech. Dendron – Baum, chronos – die Zeit, logos – die Lehre) ist schon an verschiedenen Orten ausführlich dargelegt worden.⁵³ Ich fasse deshalb im Folgenden die wichtigsten Schritte zusammen, die zur absoluten Datierung von Hölzern führen.

Die Abfolge von schmalen und breiten Jahrringen eines Baumes ist in erster Linie Ausdruck der von Jahr zu Jahr unterschiedlichen klimatischen Einflüsse während dessen Wuchszeit. Innerhalb der gleichen geographischen Zone weisen gleichzeitig gewachsene Bäume der gleichen Holzart im Normalfall übereinstimmende oder sehr ähnliche Jahrringmuster auf. Anhand einer Vielzahl rezenter, historischer und prähistorischer Hölzer haben dendrochronologische Labors in Deutschland und der Schweiz im süddeutsch-schweizerischen Raum in den letzten vierzig Jahren einen lückenlosen Jahrringkalender aufgebaut, der für Eichen von der Gegenwart bis um 8000 vor Christus und für Nadelhölzer (Weisstanne, Fichte, Lärche) bis in die Mitte des letzten Jahrtausends zurückreicht.

Will man nun das Baudatum eines Gebäudes bestimmen, entnimmt man an den verschiedenen Konstruktionshölzern 0.5 cm bis 1 cm dicke Proben mittels eines ma-

52 NAY MARC: Siedlungsinventar S-chanf. Kantonale Denkmalpflege Graubünden. Chur und S-chanf 1998.

53 Z. B.: SCHWEINGRUBER FRITZ HANS, RUOFF ULRICH: Stand und Anwendung der Dendrochronologie in der Schweiz. Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte, 36/2, 1979, S. 69 ff. Autorenkollektiv: Archäologische Daten der Schweiz. Antiqua 15/1986.

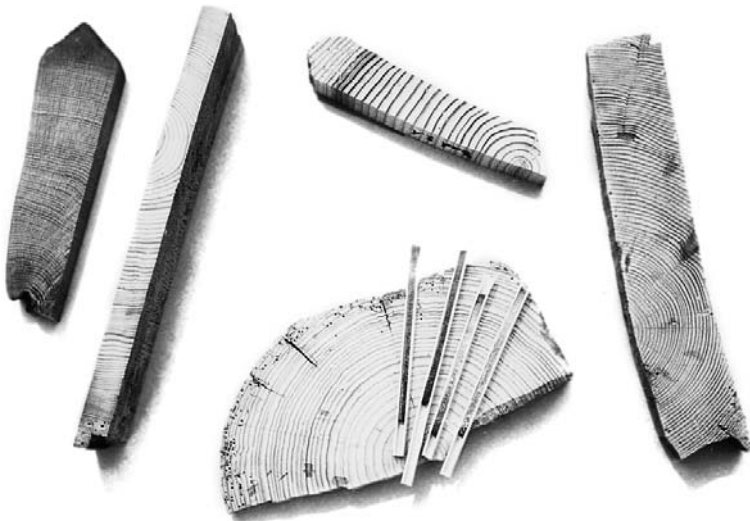


Abb. 67: Eine Auswahl von Balken- und Brettscheiben sowie vier Bohrproben, wie sie im Labor untersucht werden.

schinell oder von Hand betriebenen Hohlbohrers (Abb. 64). Sofern das Gebäude abgerissen wird oder einzelne Bauteile entfernt werden, können auch Balkenscheiben abgeschnitten werden (Abb. 65). Im Labor werden sämtliche Jahrringbreiten der Bohrkerns auf 1/100 mm genau ausgemessen und deren Werte in ein Kurvenbild umgesetzt (Abb. 66, Abb. 69). Mit Hilfe statistischer Methoden sucht der Dendrochronologe dann am Computer anhand der Jahrringbreitenwerte die zusammengehörenden, also gleichzeitig gewachsenen Hölzer. Sind diese gefunden, überprüft er die Übereinstimmung der Kurvenbilder auf dem Leuchttisch und setzt die zusammenpassenden Einzelhölzer zu einer Mittelkurve zusammen, die aus dem arithmetischen Mittel der Einzelwerte besteht (Abb. 68, Abb. 69). Zweck der Mittelkurve ist es, den individuellen Wuchstrend der Einzelhölzer auszuschalten und sogenannte Weiserjahre, das heisst bei allen Hölzern auftretende, charakteristische Extremwerte zu erfassen. Wie für die Einzelproben wird dann nach dem gleichen Prinzip auf dem absolu-

ten Jahrringkalender die Datierungslage gesucht. Ist diese gefunden, lässt sich auch für jedes Einzelholz das Jahr des jüngsten erfassten Jahrringes feststellen. Im Idealfall kann auf grund der noch vorhandenen Waldkante – darunter versteht man den letzten gebildeten Jahrring vor der Rinde - an den verbauten Balken das Fälljahr, ja sogar die Jahreszeit, in der die Bäume geschlagen wurden, bestimmt werden. Häufig sind die Konstruktionshölzer jedoch rechteckig zugehauen, so dass die äussersten Jahrringe fehlen. In diesem Fall lässt sich für das Schlagdatum nur ein ungefähres, jedoch eingrenzbarer Bereich angeben.

Die Verteilung der für Bauten verwendeten Holzarten ist im ganzen Kanton nicht überall gleich, was bei der Synchronisation der Jahrringkurven immer wieder Probleme schafft. In den unterschiedlich ausgerichteten Tälern sind je nach Klimaeinflüssen verschiedene Baumarten dominant. Während im Rheintal, dem Domleschg und bis weit hinauf ins Bündner Oberland neben den Fichten, Föhren und Weisstannen auch Eichen wuchsen und genutzt wurden, treffen wir in den Tälern, die über 1000 Meter über Meer liegen, zum Beispiel dem Engadin, dem Münstertal und dem Oberhalbstein, neben Fichten bevorzugt Lärchen und Arven als Bauholz an. In den Südtälern hingegen, dem Misox und Bergell etwa, war und ist vor allem die Kastanie heimisch. Ausser der Holzart spielt wegen der geographisch starken Zergliederung des Kantons die Lage bezüglich des Alpenkamms und die Höhenlage über Meer eine entscheidende Rolle. Für die Kastanien des Misox und Bergells ist ein separater Jahrringkalender erforderlich, da die klimatischen Bedingungen hier anders sind als im nördlichen Alpenraum. Die unterschiedli-

che Höhenlage kann hingegen kleinräumig mehr Probleme bei der Synchronisation mit sich bringen als der Vergleich über grössere Distanzen, vor allem bei Wuchsgebieten über 1000 Meter über Meer. So finden sich für Jahrringkurven von Lärchen aus dem Engadin und dem Münstertal ohne Probleme sehr gute Deckungslagen auf solchen gleicher Höhe in Tälern des Wallis aber auch bis weit in den Ostalpenraum hinein. Erschwert wird die Synchronisation von Lärchenproben dafür oftmals durch den Befall des Lärchenwicklers, einem Nadel-schädling. Der Frassschaden kann in einzelnen Jahren so massiv sein, dass kein Jahrring gebildet wird. Diesen Ausfall zu entdecken glückt jeweils nur, wenn aus einer Talschaft von verschiedenen Orten Proben untersucht werden können. Die wohl riechenden Arven sind ausser zu Täferbrettern auch in den Blockbauten der Hochtäler verbaut worden. Sie bieten zwar bei den Messungen jeweils keine grossen Probleme,

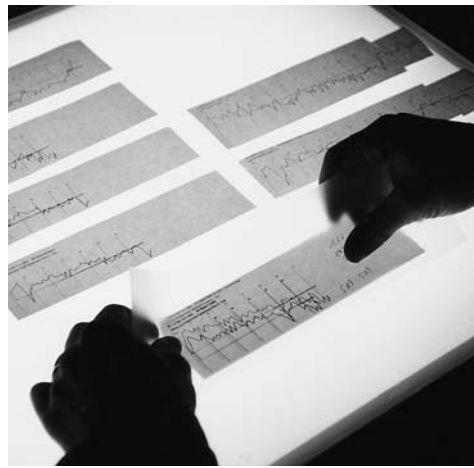
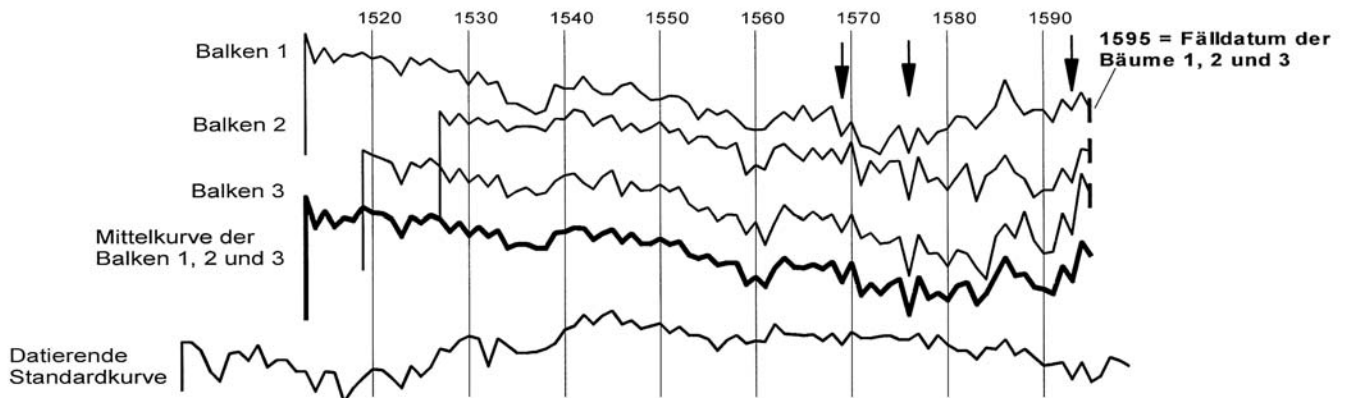


Abb. 68: Auf dem Leuchttisch werden die in Kurven umgesetzten Jahrringwerte der Holzproben optisch auf ihre Übereinstimmung verglichen.

doch finden wir nur in seltenen Fällen sichere Datierungslagen, denn diese an die Hochgebirgsregionen optimal angepasste Holzart reagiert auf klimatische Extrema deutlich weniger sensitiv als die Lärche, ihr Wuchs ist in den meisten Fällen so gleichmässig, dass weder statistisch noch optisch sichere Datierungslagen für die Jahrringmuster zu erkennen sind.

Abb. 69: Deckungslage der Jahrringkurven von drei gleichzeitig gewachsenen Stämmen, die 1595 gefällt und als Balken in einem Haus verbaut wurden. Die Datierung ist über den rechnerisch-statistischen und optischen Vergleich der Mittelkurve mit dem durchgehenden Jahrringkalender gefunden worden. Die Pfeile geben typische, sg. Weiserjahre an.



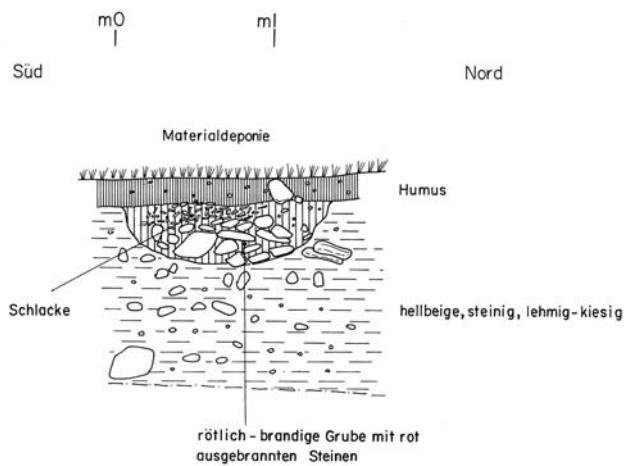


Abb. 45: Bivio 1997, nördlich Guet da Beiva; Ausschnitt aus dem Westprofil des Kabeltrasseegrabens. Schematische Profilaufnahme.

Bivio, nördlich Guet da Beiva

LK 1256, 769 270 / 150 635, ca. 1730 m. ü. M.

Im Herbst 1997 wurde durch das Elektrizitätswerk Bivio zwischen Stalveder und dem Süden des Marmorera-Stausees eine neue Elektrokabel-Leitung erstellt. Da im Raume Marmorera/Bivio schon verschiedene Schlackendeponien und auch andere Zeugnisse eines urgeschichtlichen und auch mittelalterlich/ neuzzeitlichen Bergbaus beobachtet worden sind²⁶, wurde dem Ausgrabung des ca. 800 m langen Kabeltrasseegrabens von Seiten des ADG einige Aufmerksamkeit geschenkt.

Rund 500 m nördlich von Stalveder beobachteten wir ca. 75-80 m östlich des Punktes 1747 im waldigen Gelände im Westprofil des Kabelgrabens einen Grubenbefund (Abb. 45). Die Grube lag dabei nur etwa 20 cm unter der Grasnarbe; sie war ca. 1,30 m lang und 30-40 cm tief. Die Grubenwände waren rot ausgebrannt. Im unteren Bereich der Grube lagen vorwiegend stark rot ausgebrannte Steine, während im oberen Grubenbereich die Grubenverfüllung mit viel Schlackenmaterial, das heisst vorwiegend mit relativ

dicken, plattigen Schlacken angereichert war.

Beim Befund könnte es sich unter Umständen um den Überrest eines Verhüttungsofens (Rennofen) handeln, der nach Gebrauch mit dem Material der aufgehenden Ofenwandkonstruktion (rot ausgebrannte Steine) verfüllt wurde.

Rund 14-21 m südlich des Grubenbefundes beobachteten wir sowohl im Ost- als auch dem Westprofil des Kabeltrasseegrabens eine ca. 10-15 cm dicke kohlig-brandige Schicht, die ebenfalls rund 20 cm unter der Grasnarbe zu liegen schien (vom Grabenaushub überlagert). Die Schicht enthielt in ihrem Unterkantbereich partiell hellbeige-weissliches Material – höchstwahrscheinlich weisse Asche – und lag über Hangschuttmaterial. In der kohlig-brandigen Schicht fanden sich sporadisch Plattenschlacken, die durch ihre ausgesprochene Dünnhheit auffielen.

Da der Befund durch den maschinellen Baggeraushub in starkem Masse beeinträchtigt war (Durchwurzelung und Hangschutt etc.), wurde auf eine weitere eingehende Untersuchung des Befundes vorläufig verzichtet. Es wurden aber mehrere Materialproben, das heisst Schlacken- und Holzkohleproben, genommen.

Eine der Holzkohleproben wurde zur Altersbestimmung einer C-14-Analyse unterzogen: Probe Nr. B-7016: 2590 +/- 30 Jahre BP. Der korrigierte 1-sigma-Wert lautet 802-783 calBC, das heisst die Holzkohle datiert ins 9./8. Jh. v. Chr. (Die für die Altersbestimmung erforderliche Präparation, die Aufbereitung und Datierung des Probenmaterials erfolgten im Radiocarbonlabor des Physikalischen Institutes der Universität Bern).

J.R.

²⁶ z.B. die Fundstellen Marmorera-Clavè d'Mez, Fundstellen 1-3 (Dokumentation ADG); Fundstelle zwischen Pareis und Clavè d'Mez (JbSGUF 63, 1980, 240) u.a.m. – Siehe auch: RAGETH JÜRIG, in: Archäologie in Graubünden, Chur 1993, 118-122.

Castaneda, Pian del Remit

LK 1294; 731 240/124 270

Von privater Seite wurde dem ADG am 20. 10. 1997 mitgeteilt, dass unmittelbar neben der Grabungsfläche aus den Jahren 1979/80 (Schulhaus) ein Haus gebaut werde. Damals konnten jungsteinzeitliche Siedlungsreste und Spuren von Pflugackerbau dokumentiert werden die internationale Bekanntheit erlangten²⁷. Aus unmittelbarer Nähe sind zudem eisenzeitliche Siedlungs- und Bestattungsbefunde bekannt. Trotz mehrmaligen Bemühungen unseres Dienstes mit Unterstützung durch die Regierung, fand sich die Gemeinde nicht bereit, eine Archäologiezone im betreffenden Gebiet zu bezeichnen.

Wir konnten nur noch die Profile der Baugrube betrachten. Diese Beobachtungen liessen den Schluss zu, dass durch die Baugrube mit den oben angeführten neolithischen Strukturen vergleichbare Befunde zerstört wurden.

Beim neu erstellten Gebäude handelt es sich um ein Gemeindehaus/Municipio. Die Konstellation, dass Gemeindevertreter gleichzeitig im Baubewilligungsverfahren wie auch in der Projektierung oder Ausführung involviert sind, ist in einer kleinen Gemeinde kaum zu umgehen. Das seitens der Gemeinde vorgebrachte Argumenten, dass die archäologischen Befunde wesentlich tiefer liegen als die Eingriffe durch den Bauaushub kann anhand unserer Unterlagen widerlegt werden. Dass keine archäologische Substanz zerstört worden sei, ist kaum glaubhaft; die Strukturen sind derart, dass sie nur von Fachleuten festzustellen sind. Werden diese Arbeiten mit dem Bagger durchgeführt, sind solche Befunde nicht zu erkennen.

A. G.

Domat/Ems, Tuma Tschelli 1997

LK 1195, 753 420/188 825

Am 1. 3. 1997, einem Samstag, spazierten die vier Knaben Dario Ruggin, Patrick Theus, Corsin Nobile und Emanuel Althaus auf dem Fussweg nördlich der Tuma Tschelli dahin. Dario entdeckte eine aus der Wegböschung ragende «Kokosnuss» welche er mit einem Fusstritt wegbefördern wollte. Die Kokosnuss entpuppte sich als menschlicher Schädel, der den Knaben vor die Füsse rollte. Mit einem herbeigerufenen Nachbarn wurden daraufhin weitere Knochen eines menschlichen Skelettes ausgebuddelt. Wohl die Eltern der beteiligten Knaben informierten die Kantonspolizei im Polizeiposten Domat/Ems.

Der diensthabende Polizist Hans Donau bot daraufhin Urs Muggli vom Kriminaltechnischen Dienst der Kantonspolizei in Chur auf und sperrte die Fundstelle ab (Abb. 25,7). Muggli dokumentierte die Fundstelle fotografisch und stellte die gefundenen Skelettteile sicher. Die Polizei erkannte, dass hier ein «Fall» für die Archäologen vorlag. Am folgenden Montag informierte Herr Donau den Archäologischen Dienst und zeigte uns die Fundstelle²⁸.

Wie konnte eine solche Entdeckung an einem vielbegangenen Weg stattfinden? Im Herbst des Vorjahres wurde im Zusammenhang mit Waldräumungsarbeiten der Fussweg mit einem Kleinbagger etwas verbreitert um das anfallende Holz maschinell abtransportieren zu können. Die Narben dieser Verbreiterungsarbeiten sind deutlich zu erkennen. Dabei wurde offenbar das Grab leicht angegraben, ohne das jemand dies bemerkte. Die witterungsbedingte Erosion wirkte in der nun unbewachsenen Böschung derart, dass der Schädel des hier Be-

27 AiGR, S.37 ff.

28 Der Kantonspolizei, insbesondere den Herren Donau (KP Domat/Ems) und Muggli (Kriminaltechnischer Dienst, Chur) sei für die Absperrung der Fundstelle, die gute Dokumentation und das Überlassen von Fundgut und Dokumentation herzlich gedankt.

Abb. 46: Domat/Ems 1997,
Tuma Tschelli;
Freigelegte Skelettreste,
Übersicht von Süden.



Abb. 47: Domat/Ems 1997
Tuma Tschelli; eiserne
Gürtelschnalle.



Abb. 48: Domat/Ems 1997,
Tuma Tschelli; eisernen
Gürtelbeschlag. Mst. 1:1

statteten teilweise freigelegt wurde. Der ADG legte das noch verbliebene Skelett frei und dokumentierte die Situation. Durch Bagger und Finder waren die linke Oberkörperseite und der Schädelbereich bereits entfernt worden. Am verbliebenen Skelettrest konnte noch festgestellt werden, dass das Skelett in eine Grabgrube gelegt worden ist. Es handelt sich also eindeutig um ein Grab. Das Bestattungsniveau liess sich nicht ermitteln. Erosionsvorgänge haben zum heutigen Oberflächenniveau geführt. Das Skelett lag nur wenige Zentimeter unter der aktuellen Waldbodenoberfläche. Die Grabverfüllung unterschied sich durch die Beimischung von humosem Material recht deutlich vom sauberen Moräneschutt, in welchen das Grab eingetieft war.

Die Bestattung erfolgte in gestreckter Rückenlage, die Ausrichtung in etwa NNW-SSE, mit dem Kopf im NNE und Blick nach SSE, dabei mag die Hang-

parallelität massgebend dafür gewesen sein, dass die Bestattung nicht nach Osten ausgerichtet wurde. Die Hände lagen im Beckenbereich, ob gefaltet, gekreuzt oder nebeneinander war nicht zu ermitteln (Abb. 46). Im Bereich des Beckens wurde eine eiserne Gürtelschnalle gefunden (Abb. 47). Im restaurierten Zustand lassen sich daran haftende Gewebereste erkennen. Erst nach der Bergung der einzelnen Knochen wurde im Bereich unter dem rechten Oberschenkel ein rechteckiger Gürtelbeschlag gefunden (Abb. 48). Da weitere, datierende Fundgegenstände ausblieben, kann eine Datierung der Bestattung nur sehr ungenau, etwa in den Bereich Früh- bis Hochmittelalter gegeben werden. Ungewiss bleibt ebenso, ob es sich hierbei um eine Einzelbestattung handelt oder ob das Grab Teil einer Gräbergruppe ist. Unbestimmt sind bisher auch Alter und Geschlecht der bestatteten Person. Anhand der Gürtelschnalle ist eine Datierung ins Spätmittelalter oder in die frühe Neuzeit am Wahrscheinlichsten.

A. G.

Grüsch, Alte Metzg und Sennerei

Beim Abbruch der alten Metzg konnten wir durch periodische Überwachung der Abbrucharbeiten feststellen, dass keine mittelalterliche Bausubstanz zerstört wurde. Das abgebrochene Gebäude dürfte gesamthaft im 19. Jh. entstanden sein. Grössere Umbauten in diesem Jahrhundert betrafen vorwiegend das Erdgeschoss und die Keller.

Die gegenüber dem «Gross Huus» stehende Sennerei musste einer Überbauung weichen. Ein Augenschein vor deren Abbruch und eine Begehung während den Aushubarbeiten liess keinerlei archäologisch relevante Strukturen erkennen. An-

hand von Aufnahmeplänen um 1840, welche der Projektierung der Prättigauerstrasse dienten, ist zu schliessen, dass damals an dieser Stelle noch kein Gebäude stand. Die Sennerei dürfte im Zusammenhang mit der Gründung einer Genossenschaft um das Jahr 1860 entstanden sein.

Beide Objekte liegen in der Archäologiezone, welche aufgrund der 1989/1990 ergrabenen Befunde bei der Krone²⁹ geschaffen wurde.

A. G.

Haldenstein, Chrüzgass 6

LK 1175 759 080/194 140 ca. 580 m. ü. M.

Westlich des Wohnhauses an der Chrüzgass 6 war bis 1997 ein Ökonomiegebäude angebaut. Ein Bauvorhaben mit gleichzeitiger Nutzungsänderung führte im vergangenen Frühling zum Totalabbruch des Stallbaus und zu Aushubarbeiten westlich und nördlich des abgebrochenen Gebäudes. Bei unserem Eintreffen waren leider schon wesentliche Teile dieses Aushubs getätigt. Im dabei entstandenen, nördlichen Baugrubenprofil waren Reste eines Grabes zu sehen. Aufgrund des bereits weit fortgeschrittenen Bauvorgangs blieb uns nichts anderes mehr übrig, als die Aushubarbeiten, ohne archäologische Flächenuntersuchungen, bis zu ihrem Abschluss geschehen zu lassen. Dafür konzentrierten wir uns auf die Aufnahme der Baugrubenwände im Westen (Richtung Calanda) und Norden (Richtung Untervaz). In diesen Profilen konnten insgesamt vier Körperbestattungen festgestellt werden. Sie lagen im untersten Teil eines ca. 80 cm starken Humuspakets, welches von verschiedenen Hangröfeschichten überlagert wird. Aufgrund der Nähe zur mindestens seit der

Mitte des 12. Jahrhunderts an dieser Stelle bestehenden Dorfkirche von Haldenstein,³⁰ dürften die Gräber an der Chrüzgass 6 einem Friedhof dieser Kirche zuzuordnen sein.

M. J.

Haldenstein, Auf dem Stein

LK 1175 759 240/194 125, ca. 567 m. ü. M.

Bei der Haldensteiner Flur «Stein» handelt es sich um den östlichen Ausläufer des alten Dorfkerns, der sich, bergwärts steil ansteigend, über die Geländeterrasse mit dem Schloss erhebt. Auf dem «Stein» standen bis vor kurzem noch ein Wohnhaus und vier Stallbauten. Um ein grösseres Bauprojekt zu verwirklichen, wurden sie abgerissen.

Bereits im Jahre 1993 konnten, während unkontrollierten Umbauarbeiten im Erdgeschoss des Wohnhauses, Reste eines menschlichen Skeletts festgestellt werden.³¹ Das aktuelle Überbauungsprojekt verlangte daher nach einer Ausgrabung des ganzen Geländes, wovon im Herbst 1997 ein grosser Teil abgeschlossen werden konnte. Bis zu diesem Zeitpunkt liessen sich auf dem «Stein» 23 weitere Bestattungen fassen, womit ein früher Friedhof nachgewiesen werden kann. Die Toten waren mehrheitlich mit Blick nach Osten bestattet worden. Einige Grabgruben besaßen Steineinfassungen. Alle bisher freigelegten Gräber waren beigabenlos. Für eine Datierung dieses Friedhofs muss die Lage der Flur berücksichtigt werden, die sich weit entfernt vom heutigen Standort der Dorfkirche befindet. Dieser dürfte sich aber spätestens seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nicht mehr geändert haben, was historisch und baugeschichtlich nachweisbar ist.³² Der auf

29 AiGR, S. 371 ff.

30 vgl. Kurzbericht «Haldenstein, Auf dem Stein» im vorliegenden Jahresbericht, S. 53

31 Kurzbericht in: JHGG 1993, S. 120.

32 KdmGR VII, S. 362-365.



Abb. 49: Haldenstein 1997, Auf dem Stein; Dicht unter dem Holzboden einer Heutenne kamen fünf Bestattungen zum Vorschein. Photo von Westen.

dem «Stein» entdeckte Friedhof muss demnach älter sein. Die sich mehrheitlich nach Osten orientierende Bestattungsrichtung wie auch die Sitte der beigabenlosen Grablegung deuten an, dass die Stätte höchstwahrscheinlich von einer christianisierten Bevölkerung in frühmittelalterlicher Zeit benutzt wurde.

Aufgrund der äusserst dürftigen Fundausbeute lässt sich der zeitliche Rahmen des Friedhofes nicht enger eingrenzen. Wie wenig die Funde aus den, über den Grabgruben liegenden, Humusschichten zur Datierung beigezogen werden können, zeigen drei ausgewählte Objekte. Beim Fund auf Abb. 50.1 handelt es sich um eine graue, hartgebrannte Keramikscherbe eines scheibengedrehten, bauchigen Gefässes. Neben Drehrillen sind darauf schuppenartige Verzierungen und mit einem Rädchen abgerollte Wellenlinien zu sehen. Die Scherbe datiert in römische bis frühmittelalterliche Zeit. Aus dem 12./13. Jahrhundert stammt ein Pfeileisen oder Armbrustbolzen (Abb. 50.2). Wahrscheinlich sogar in die Neuzeit datiert ein, aus einem Geweihstück herge-

stellter Gegenstand, der vermutlich als Handgriff eines Spazierstocks (?) gedeutet werden kann (Abb. 50.3). Der einzige, datierbare Fund, der bezüglich der zeitlichen Einordnung des Friedhofs einigermaßen aussagekräftig ist, fand sich in der Füllung einer Grabgrube. Dabei handelt es sich um ein Fragment einer zylindrischen Glasperle mit flammierter Bemalung (Abb. 50.4). Das Stück dürfte in frühmittelalterliche Zeit zu datieren sein.

Auch wenn die Grabung im vergangenen Jahr leider nicht zum Abschluss gebracht werden konnte und endgültige Aussagen deshalb noch nicht möglich sind, lässt der Befund auf dem «Stein» doch erahnen, dass neben den bereits bekannten prähistorischen, römischen und mittelalterlichen Besiedelungen auf Haldensteiner Dorfgebiet, erstmals Spuren aus frühmittelalterlicher Zeit gefunden wurden.³³

M. J.

Müstair, zwischen Cauogls und Pradöni

LK 1239, 829 800 / 167 200, ca.1320 m. ü. M.

Im Frühjahr 1997 wurde dem ADG eine Silexklinge abgeliefert, die im Februar desselben Jahres in der nördlichen Strassenböschung des Wander- und Fussweges von Müstair nach Sta. Maria i.M. von R. Sigrist, Birsfelden, gefunden wurde.

Bei der Silexklinge handelt es sich um eine langrechteckige Klingensform von ca. 5 cm Länge und 2,2 cm Breite, die sowohl auf ihren Langseiten als auch den Schmalseiten feine Schlagretuschen aufweist (Abb. 51).

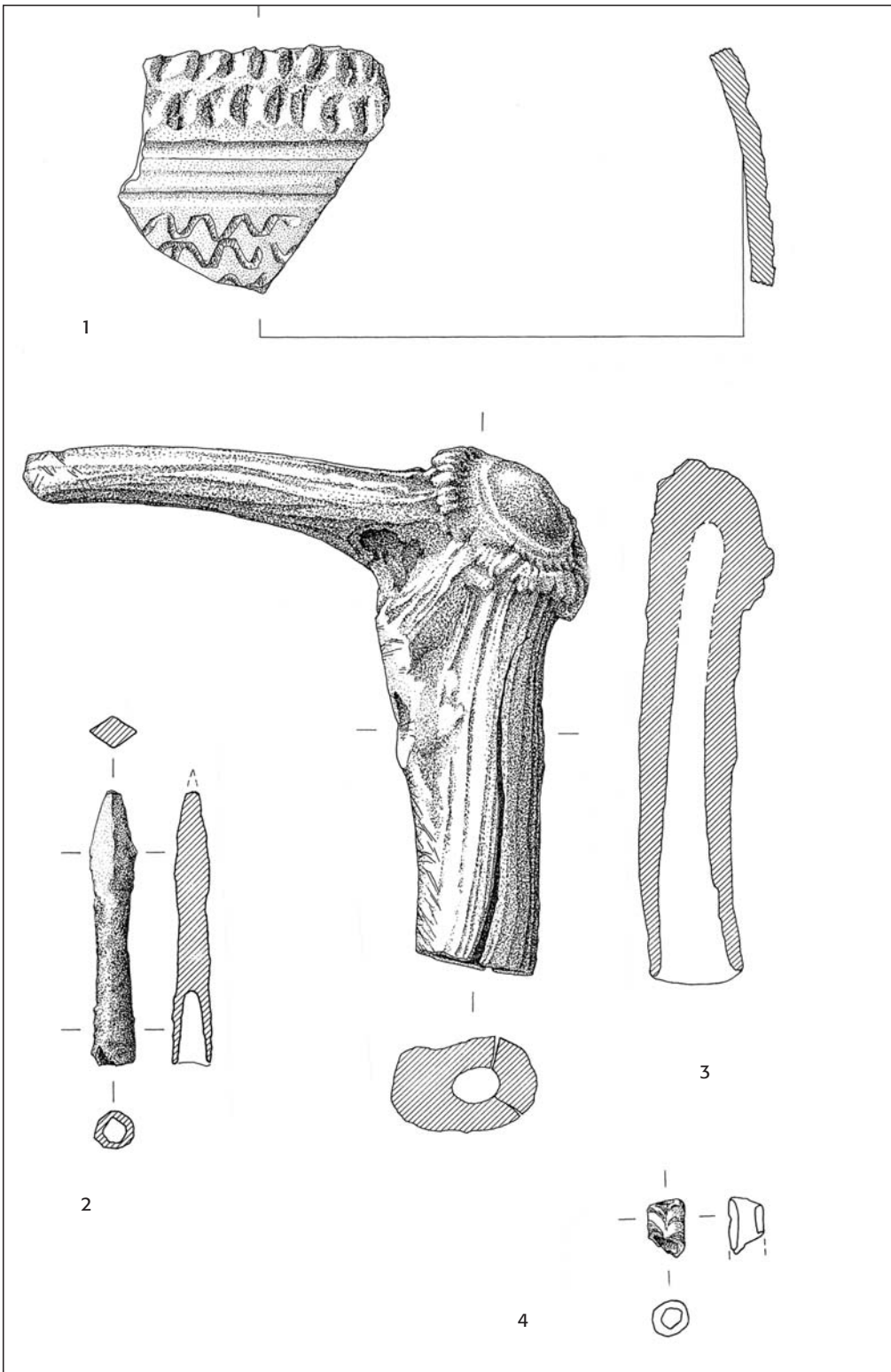
Solche Silexklingen wurden als Messerklingen oder auch als Bestandteile von Holzsieheln verwendet³⁴. Die Silexklinge

³³ Literatur zur Haldensteiner Siedlungsgeschichte: AiGR, S. 395-418. – LÜTSCHER GEORG: Geschichte der Freiherrschaft und Gemeinde Haldenstein. ·bearbeitet und ergänzt von Silvio Margadant. Chur 1995.

³⁴ Siehe z.B. RAGETH JÜRIG: Der Lago di Ledro im Trentino... Bericht RGK 55, 1974, 189ff., Taf.111,40-51; 112, 1-23. – Oder z. B. PERINI RENATO: Scavi archeologici nella zona palafitticola di Fiaivè-Carera, Parte II, Trento 1987. L'industria litica, 87-174.

Abb. 50: Haldenstein 1997,
Auf dem Stein; Fundauswahl.

- 1 Keramik;
 - 2 Eisen;
 - 3 Horn;
 - 4 Glas.
- Mst. 1:2.



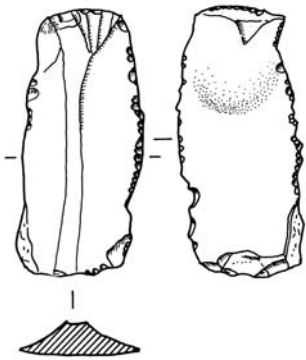


Abb. 51: Müstair 1997, zwischen Cauogls Daint und Pradöni; Silexklinge. Mst. 1:2

35 RAGETH JÜRIG a.a.O. (Anm. 34) 189-191.

36 GLEIRSCHER PAUL, in: SENNHAUSER HANS RUDOLF u. a.: Müstair: Kloster St. Johann, 1. Zur Klosteranlage, vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Institutes für Denkmalpflege an der ETH, Bd.16,1, Zürich 1996, Taf.1,1-4.

37 Z.B. MEYER WERNER/CLAVADETSCHER OTTO P., Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, 196f.

38 Dokumentation Rätisches Museum Chur. – Siehe auch: JHGG 1961, 12f. – WYSS ALFRED: Kirche St. Georg von Rhäzüns. Schweizerischer Kunstführer 1963. – SENNHAUSER HANS RUDOLF u. a.: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, München 1966, 269. – JbSGU 56, 1971, 252. – MEYER WERNER/CLAVADETSCHER OTTO P.: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, 183 u. a. m.

datiert höchstwahrscheinlich ins Neolithikum, könnte allerdings im Nahbereich von Oberitalien auch bis weit in die Bronzezeit hinein Verwendung gefunden haben³⁵. Aus dem Müstertal sind aus dem Bereich des Klosters St. Johann von Müstair vereinzelt wohl jungsteinzeitliche Silexfunde bekannt³⁶.

J. R.

Ramosch – südwestlich Fortezza

LK 1199, ca.824 040 / 192 010, 1540 m. ü. M.

Im August 1997 überbrachte N. Bischoff, Ramosch, dem ADG ca. 2 kg Schlacken. Der Enkel von N. Bischoff, Jon Bischoff, hatte beim Heuen in einer Wurzelgrube eines umgestürzten Baumes unmittelbar südwestlich der Fortezza oberhalb Ramosch Schlacken beobachtet und sie seinem Grossvater mitgebracht, der anschliessend im Bereiche der Wurzelgrube eine kleine Sondierung vornahm. Nach Bischoff lagen die Schlacken rund 40-50 cm unter der Grasnarbe.

Die Schlacken von Ramosch sind auffallend leicht und entsprechen somit nicht den meist prähistorischen Schlackenresten des Oberhalbsteins. Bei den Ramoscher Schlacken handelt es sich unseres Erachtens um keine Überreste einer Kupfer- oder Eisenverhüttung, sondern aufgrund der zum Teil recht bizarren Fliesstrukturen und aufgrund des eher leichten Gewichtes vielmehr um Schmiedeschlacken, das heisst ein Produkt, das beim Schmiedeprozess anfällt.

Im Zusammenhang mit der nahegelegenen Fortezza, die möglicherweise anlässlich der Bündner Wirren im früheren 17. Jh. oder allenfalls auch noch während der «Franzosenzeit» im späten 18. Jh. als Verteidigungs-Bollwerk eine gewisse Rolle

spielte – eventuell ähnlich wie die Fortezza von Susch³⁷ –, stellt sich die Frage, ob hier allenfalls zeitweilig die improvisierte Werkstätte eines Waffenschmiedes stand, der Waffen reparierte oder gegebenenfalls auch neue Waffen und Eisengeräte herstellte.

Auf weitere Sondierungen im Bereiche der Fortezza wurde von Seiten des ADG verzichtet.

J. R.

Rhäzüns, St. Georg

LK 1195, 750 390 / 185 460, 686 m. ü. M.

Im Zusammenhang mit der Erstellung einer neuen Blitzableiter-Anlage für die Kirche St. Georg zu Rhäzüns überwachte der ADG anfangs Juni 1997 den Grabenaushub, der um die ganze Kirche herum getätigt wurde. Der Graben selbst wurde soweit wie möglich von der Kirche entfernt gehalten, damit keine Schichtanschlüsse zerstört wurden.

Im 50-60 cm tiefen Graben wurden nur wenige archäologische Befunde angeschnitten, so zum Beispiel eine feste Mörtelplatte (wohl Mörtelanmachstelle) rund 3-4 m östlich bis südöstlich des Turmes oder ein markantes Bauschuttpaket rund 5 m südlich des Kirchenschiffes.

Auf der Kirchennordseite wurde einerseits eine kohlig-brandige Schicht, andererseits aber partiell auch der anstehende Fels beobachtet.

Die anlässlich der Grabungen Sulser 1961/62 erfassten Umfassungsmauerreste und die damals ebenfalls dokumentierten Gräber³⁸ wurden durch die Blitzableitergräber nicht tangiert.

Partiell wurden einzelne Profilausschnitte dokumentiert und anschliessend die Gräben durch die beauftragte Baufirma wieder zugeschüttet.

J. R.

Savognin, zwischen Parseiras und Prodval

LK 1236, 764 820 / 161 630, ca. 1390 m. ü. M.

Ende August 1997 wurde dem ADG durch Eduard Brun, Dübendorf, und Jakob Krättli, Riom, mitgeteilt, dass oberhalb der Kirche Son Martegn zur Zeit ein langer Wassergraben offenstünde, der gegebenenfalls Informationen zum prähistorischen Bergbau von Savognin geben könne. Denn bereits vor Jahren waren in diesem Gebiet mehrfach Schlackendeponien beobachtet worden³⁹.

In mehreren Etappen begingen wir den über einen Kilometer langen, offenen Wasserleitungsgraben.

Rund 250-300 m oberhalb, das heisst südlich Parseiras, waren im Graben-Westprofil erste diesbezügliche Befunde zu verzeichnen (Abb. 52). Rund 45-55 cm unter der Grasnarbe zeichnete sich an der bezeichneten Fundstelle eine rund 2,40 m lange und maximal 10 cm dicke kohlig-brandige Schicht ab, die Holzkohle, aber keine Schlacken enthielt. Das darunterliegende Terrain war stark rötlich-brandig verfärbt. Nur knapp 1 m nördlich dieser Schicht zeichnete sich im Profil ein ca. 1,40 m langer und gut 20 cm dicker «Sack» ab, der rötlich-brandig verfärbt war und Holzkohlen und sehr viel Plattenschlacken, aber

auch massivere Schlacken enthielt, die ihrerseits rötlich verfärbt waren.

Eine Holzkohle wurde zur Altersbestimmung der C14-Untersuchung unterzogen: Proben-Nr. B-7015: 2520 +/- 70 Jahre BP. Der korrigierte 1-sigma-Wert lautet: 794-520 calBC, das heisst die Holzkohle datiert in den Zeitraum vom 8.-6. Jh. v. Chr. (Die für Altersbestimmung erforderliche Präparation, die Aufbereitung und Datierung des Probenmaterials erfolgten im Radiocarbonlabor des Physikalischen Institutes der Universität Bern).

Anlässlich der selben Grabenüberwachung beobachteten wir im Bereiche von Savognin-Parnoz, unterhalb der Zufahrtsstrasse nach Parnoz, eine ca. 1,40 m lange und 5-7 cm dicke Holzkohleschicht, die rund 30-40 cm unter der Grasnarbe lag. (LK 1236, ca. 764 350 / 161 500, ca. 1465 m. ü. M.).

Ein zweites kohlig-brandiges Schichtpaket beobachteten wir rund 70 m oberhalb der Zufahrtsstrasse nach Parnoz. Auch diese Schicht lag rund 35-45 cm unter der Grasnarbe, war ca. 5-8 cm stark und ca. 3-4 m lang. (LK 1236, 764 290 / 161 400, ca. 1490 m. ü. M.).

In beiden Holzkohleschichten wurden aber weder Schlacken noch andere Funde festgestellt.

J. R.

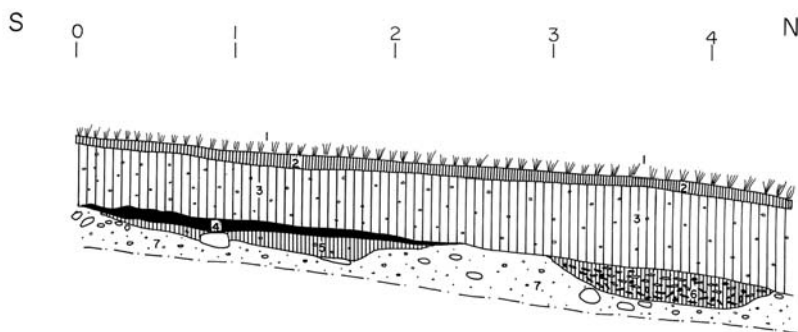


Abb. 52 Savognin 1997, zwischen Parseiras und Prodval; schematische Profilaufnahme im Westprofil des Wasserleitungsgrabens

- 1 Grasnarbe
- 2 Humus
- 3 hellbräunlich-kiesig-humos
- 4 kohlig-brandig
- 5 rötlich-brandig
- 6 rötlich-brandig, kohlehaltig, mit Schlacken
- 7 beige, lehmig-sandig

³⁹ So z. B. südöstlich der Kirche Son Martegn 1980 (Dokumentation ADG) oder auch eine Fundstelle südlich von Parseiras (1980, Dokumentation ADG) und eine südwestlich von Parseiras (Mitteilung E. Brun, Dübendorf; Dokumentation ADG).

Abb. 53 Sils i.D., Viaplana,
Felsplatte 1



Sils i. D., Viaplana

LK 1215, 754 820 / 173 840, ca.1005 m. ü. M.

Im Spätherbst 1996 teilte E. Leu, Zürich, dem ADG mit, dass er in Sils i. D. – Viaplana, unterhalb Carschenna, eine neue Felsplatte mit Felszeichnungen und auch einen Schalenstein entdeckt habe. Eine ähnliche Meldung erfolgte kurz später durch Gian Gaudenz, Igis.

Die Flurbegehung fand am 23. Mai 1997 statt.

Bei Viaplana handelt es sich um ein grösseres Maiensäss unmittelbar unterhalb von Carschenna⁴⁰. Von der Felsplatte 2 von Carschenna aus hat man einen prächtigen Überblick über das ganze Maiensäss.

Die neuentdeckte Platte 1 von Viaplana befindet sich im nördlichen Teil des Maiensässes, im Bereiche des Waldrandes, unweit der Maiensässbaute von Viaplana⁴¹.

Bei der Platte 1 handelt es sich um eine teilweise abgedeckte Steinplatte von derzeit ca. 2 m Länge und 1,20 m Breite aus Viamala-Kieselkalk (Abb. 53 und Abb. 54). Auf der Steinplatte sind 5-6 konzentrische Kreise mit je einem bis zwei Ringen und einer zentralen Schale abgebildet. Einer dieser konzentrischen Kreise weist einen «Schweif» auf, das heisst von ihm geht ein leicht gebogener Kanal ab (Abb. 54). Des weiteren gibt es noch verschiedene Motive, das heisst einen S-förmig verlaufenden Kanal und einen Kanal mit zwei Abzweigungen, die höchstwahrscheinlich künstlich in den Felsen eingraviert wurden. Bei weiteren Vertiefungen und Kanälen ist unklar, wieweit sie künstlich entstanden, wieweit sie natürlichen Ursprungs sind.

Nur wenige Meter südwestlich der Platte 1 entdeckten wir anlässlich unserer Begehung die Platte 2, das heisst eine Steinplatte von ca. 1,20 m Länge und knapp 0,50 m Breite, auf der ebenfalls zwei konzentrische Kreise mit 1-2 Ringen erkennbar sind (Abb. 54). Die Felszeichnungen, die relativ schlecht erhalten sind, dürften wahrscheinlich – wie die Felszeichnungen von Carschenna – in urgeschichtliche Zeit, das heisst am ehesten wohl in die Bronzezeit datieren⁴².

Nur ca. 300 m oberhalb der beiden Felsplatten von Viaplana, das heisst am westlichen Rand des Maiensässes, befindet sich, geschützt unter einer Tannengruppe, der von E. Leu entdeckte Schalenstein.

Es handelt sich dabei um einen erraticen Steinblock von ca. 0,90 m Länge und 0,70 m Breite und rund 0,50 m Höhe. Auf der Krete des Steines sind drei runde Schalen und eine halbmondförmige Schale von ca. 5-6 cm Durchmesser und 3-4 cm Tiefe eingearbeitet. Diese Schalen sind unterein-

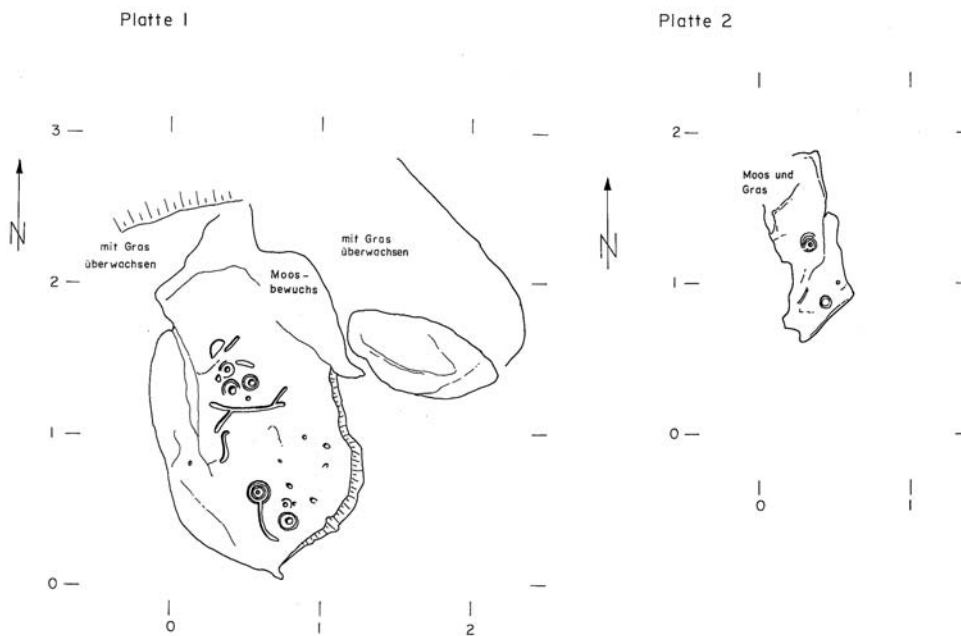
40 Zu Sils i. D.- Carschenna siehe z.B. ZINDEL CHRISTIAN: Zu den Felsbildern von Carschenna. JHGG 1967, 3-20. – SCHWEGLER URS: Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1992, 64-69. – Ders., in: Helvetia Archaeologica 28/1997, Heft 111/112.

41 Zu den Felszeichnungen von Sils i. D.-Viaplana siehe auch: RAGETH JÜRIG, in: Helvetia Archaeologica 28/1997, Heft 111/112.

42 Siehe diesbezüglich z.B. ZINDEL CHRISTIAN, a. a. O. (Anm. 40), 16ff. – Siehe auch RAGETH JÜRIG, in: Helvetia Archaeologica 28/1997, Heft 111/112.

Abb. 54 Sils i.D., Viaplana;
Platten 1 und 2

Abb. 55 Sils i.D., Viaplana;
Schalenstein



Stierva, Alp Sot Tgernas

LK 1235, 758500/167250, 2250 m ü. M.

Im August 1996 erhielten wir von Emil Candreia aus Stierva die Meldung, dass auf der Alp Sot Tgernas, die deutlich über der Waldgrenze liegt und heute als Kuhweide genutzt wird, in Bachrunden und in moorigem Boden bis zu 4 m lange Baumstämme frei lägen. Nach seiner Erinnerung habe er bereits als Bub vor 60 Jahren an diesem Ort Baumstrünke gesehen. Um abzuklären, ob es sich bei den Hölzern um Balken von abgegangenen Bauten oder um die Überreste eines historischen oder prähistorischen Waldbestandes handelt, wurde das Gelände grossflächig abgesucht. Die Topographie der Alp lässt sich etwa folgendermassen beschreiben: Der flachere, höher gelegene Teil der Alp besteht aus torfigem Moorboden. Durch die jährliche Beweidung ist ein grosser Teil dieses Feuchtbodenareales von den Kühen zertrampelt und die Grasnarbe aufgerissen. Die Moorzone wird durch mehre-

ander durch einen Kanal verbunden, der sich in südlicher Richtung in merkwürdig kantiger Form fortsetzt (Abb. 55). Die Schalen und Kanäle sind eindeutig künstlich in den Steinblock eingearbeitet.

Der Schalenstein unterscheidet sich in starkem Masse von den Felszeichnungen von Viaplana und auch Carschenna. Unseres Erachtens könnte dieser Schalenstein, dessen nähere Funktion wir nicht kennen, durchaus jünger sein (d.h. eisenzeitlich, römisch oder auch mittelalterlich).

J. R.

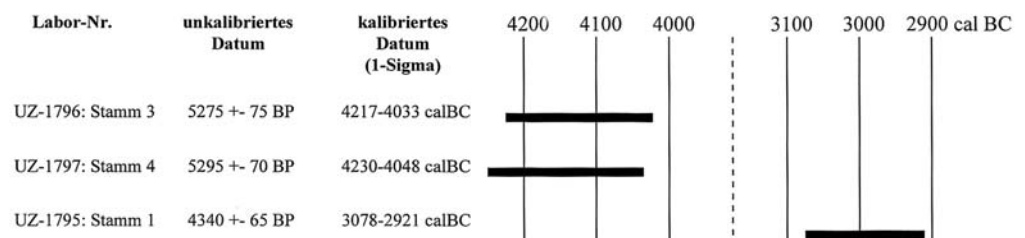
Abb. 56: Stierva 1996, Alp Sot Tgernas: In einer Bachrunse liegt der freigespülte Stamm Nr. 3.



re Bäche, die am Hang des Bergrückens Feil entspringen, durchschnitten. Stellenweise haben die Bäche tiefe Runsen in das Moor gefressen. An den Rändern der Bäche ragen aus den Lehm und Torfsedimenten vereinzelt Stamm- und Asthölzer heraus (Abb. 56). Zudem finden sich in allen Bachläufen Holzstücke unterschiedlicher Grösse, die bereits früher freigespült und abgeschwemmt worden sein müssen. Die fregelegten Stämme und Äste, die als Arven bestimmt werden konnten, weisen keinerlei Bearbeitungsspuren auf. Auch Funde einer

Besiedlung fehlen vollständig, so dass die Häufung von Hölzern auf der Alp Sot Tgernas nur mit einer früheren Bewaldung bis in diese Höhenlage zu erklären ist. Um das Alter dieses versunkenen Waldes genauer bestimmen zu können, wurden von drei Stämmen Balkenscheiben abgeschnitten. Diese sind 1997 in verdankenswerter Weise von Hanspeter Holzhauser am Geographischen Institut der Universität Zürich durch die Messung des noch vorhandenen radioaktiven Kohlenstoff¹⁴-Gehaltes im Holz datiert worden. Die für die Alterbestimmung erforderliche Präparation, Aufbereitung und Datierung der Proben erfolgten im Radiokarbonlabor des Geographischen Institutes der Universität Zürich. Die Resultate zeigen (Abb. 57), dass um 4100 v. Chr. und um 3000 v. Chr. die klimatischen Verhältnisse deutlich besser als heute waren und eine Bewaldung bis auf 2300 m ü. M. zuliessen. Um 4000 v. Chr. bzw. 2900 v. Chr. kommt es nach den heute zur Verfügung stehenden Kohlenstoff¹⁴-Messungen zu einer massiven Klimaverschlechterung, an der die hoch gelegenen Waldbestände zugrunde gehen. Dank der gleichzeitigen Bildung des Hochmoores auf Sot Tgernas wurden die umgestürzten Baumstämme unter Luftabschluss einsedimentiert und blieben so bis zur Freispülung in unserem Jahrhundert konserviert.

Abb. 57: Stierva 1996, Alp Sot Tgernas: Radiokarbon-datierung der Stämme Nr. 1, Nr. 2 und Nr. 3.



Mit dem Hochmoor auf der Alp Sot Tgernas, in dem sich noch unzählige Holzreste aus dem 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. befinden, verfügt die Gemeinde Stierva über ein bedeutendes Archiv von in Holz gespeicherten Klimadaten. Denn neben der genauen Altersbestimmung durch die Kohlenstoffdatierung sind anhand von Untersuchungen der Jahrringe (Breite, Dichte) auch Angaben zur Entwicklung des Klimas und damit zur Umwelt bis weit in vorchristliche Zeit möglich. Es ist zu hoffen, dass dieses Hochmoor samt seinem Inhalt an prähistorischen Hölzern trotz der Nutzung als Weide als bedeutendes Naturdenkmal der Gemeinde Stierva erhalten bleibt.

M. S.

Stierva, Schulsportanlage Purgira

LK 1235, 760980/170130, 1350 m ü. M.

Der Aufmerksamkeit eines Touristen ist es zu verdanken, dass beim Bau des Geräte- raumes für die Schulsportanlage Purgira am Südausgang des Dorfes im Sommer 1997 für die Frühgeschichte des Dorfes wichtige archäologische Funde nicht vollständig zerstört worden sind. Der Tourist hatte nämlich im Profil der Baugrube menschliche Skeletteile entdeckt und dem

archäologischen Dienst Graubünden seine Beobachtung umgehend gemeldet. Dennoch konnten wir beim Eintreffen auf dem Bauplatz nur noch eine Befundsituation dokumentieren, die durch die Bautätigkeit weitgehend gestört war. Die im Bereich des projektierten Geräteraumes liegenden Befunde waren durch den Baggeraushub auf eine Fläche von 60 m² bereits abgetragen worden, weshalb nur noch die bis zu 5 m hohen Erdprofile der hangseitigen Baugrubenwände untersucht werden konnten.

In unterster Lage fand sich im ganzen Gelände eine mächtige, natürlich abgelagerte Lehmschicht, in der bis zu 4 m x 2 m grosse Tuffblöcke lagen. Darüber folgten in unterschiedlich mächtiger Ausbildung Sand-, Kies- und Lehmschichten, die von zahlreichen Ruffenniedergängen in der nächsten und weiteren Umgebung zeugen. In Zusammenhang mit menschlicher Tätigkeit steht eine brandgerötete, mit Holzkohle angereicherte Schicht, zu der auch eine mächtige, leicht eingegrabene Packung aus aufgeschütteten Steinen gehört. In dieser Steinschüttung fanden sich mehrere Schlacken-Brocken, die auf einen Verhüttungsplatz von Eisen (?) deuten. Da keine datierenden Befunde geborgen wurden, ist die Zeistellung dieser Anlage nicht ge-

Abb. 58: Stierva 1997, Schul- sportanlage Purgira: Nord- wand der Baugrube mit der Steinschüttung (1), in der Schlackenbrocken lagen, und den beiden Bestattungen (2, 3).

Abb. 59: Stierva 1997, Schul- sportanlage Purgira: Eines der beiden frühmittelalter- lichen (?) Bestattungen, die durch die Aushubarbeiten weitgehend zerstört wurden. Deutlich erkennbar die Grabeinfassung aus grossen Bruch- und Kieselsteinen sowie der gestellte Markier- stein am Kopfende des Grabes.



klärt, eine eisenzeitliche, römische aber auch mittelalterliche Entstehungszeit ist möglich. Wir hoffen anhand von Kohlenstoff¹⁴-Datierungen der Holzkohle genaueren Aufschluss zu erhalten.

Über diesen Verhüttungsplatz verlaufen zwei feine, mit Schwemmsand durchmischte Brandstraten, bei welchen es sich um umgelagerte, das heisst abgespülte Schichten von weiter oben handeln dürfte. Da zur Beurteilung nur die Grubenwände zur Verfügung standen, konnte weder ihr Zusammenhang noch ihre Bildungszeit festgestellt werden.

In noch höherer Schichtlage schliesslich konnten in der Nordwand der Baugrube zwei Gräber dokumentiert werden. Durch die maschinellen Aushubarbeiten waren die mit grossen Kieselsteinen und Bruchsteinen gebildeten Grabeinfassungen und die Knochen weitgehend entfernt worden. Von der besser erhaltenen Bestattung fanden wir den Schädel, Teile des Brustkorbes und den rechten Oberarm noch in originaler Lage. Das Skelett lag auf dem Rücken, den Kopf im Westen. Der Blick dürfte ursprünglich nach Osten, zur aufgehenden Sonne, gerichtet gewesen sein, nach der Zersetzung des Leichnams muss der Schädel nach Norden geknickt sein. Zur oberflächlichen Markierung des Grabes wurde ein grosser Steinblock am Kopfende des Grabes aufgestellt (Abb. 58). Leider waren beide Gräber beigabenlos, so dass die Datierung auch in diesem Fall nicht geklärt ist. Die Art der Grabeinfassung, die Ausrichtung der Körper nach Osten und die Beigabenlosigkeit deuten aber auf christliche Bestattungen des Frühmittelalters hin. Die beiden neu entdeckten Gräber sind nicht die einzigen, die so weit ausserhalb des alten Dorfkernes mit der Kirche liegen. Bereits 1976 ist nur

20 m nordöstlich der neuen Fundstelle beim Bau des Kinderspielplatzes ein Grab gefunden worden. Möglicherweise ist in diesem neueren Dorfteil der frühmittelalterliche Friedhof zu suchen, die Lage des dazugehörigen Dorfes ist in nächster Nähe zu vermuten. Deshalb ist es auch künftig von grosser Wichtigkeit, die Bauplätze im ganzen Dorfareal zu überwachen und Fundbeobachtungen zu melden, damit die letzten Zeugnisse der im ganzen Kanton nur spärlich zu findenden frühmittelalterlichen Besiedlung nicht der Zerstörung anheimfallen.

M. S.

Stierva, Bargung

LK 1216, 760060/170100, 1580 m ü. M.

Von einem Einheimischen in Stierva wurden wir 1997 auf eine Mauerruine am Rande der grossen Weidefläche von Bargung aufmerksam gemacht. Bei einer Begehung des Geländes fanden wir am hangseitigen Waldrand die Überreste eines Kalkbrennofens. Von der kreisrunden Brennkammer

Abb. 60: Stierva 1997, Bargung : Blick auf die erhaltenen Mauerreste des Kalkbrennofens.



mit einem Durchmesser von 2.5 m ist die bergseitige Mauerung, die etwa 2 m in den Hang eingetieft ist, noch ebenerdig erhalten. Der nordöstliche Teil ist stark verstimmt, hier sind auch offensichtlich Mauersteine nach Aufgabe der Anlage zu anderen Zwecken abgebaut worden. Hinweise auf die Zeistellung des Brennofens konnten keine gefunden werden. Eine neuzeitliche oder mittelalterliche Datierung, möglicherweise in Zusammenhang mit dem Bau der Häuser in der Siedlung Bargung, ist jedoch am wahrscheinlichsten.

M. S.

Trans, Wald nordöstlich Trans

LK 1215, 754 600-820/181 500-700, 1580 m.ü.M.

Im Sommer 1995 teilte A. Tschärner, Almens, dem ADG mit, dass ihm seit einiger Zeit im Wald nordöstlich von Trans ein eigenartiges Grubensystem aufgefallen sei, das zum Teil reihenartig angeordnete Gruben aufweise. Nach Tschärner müssen diese Gruben zum Teil sehr alt sein, da in einzelnen Gruben Baumstrünke von älteren Bäumen ständen. Tschärner äussert auch den Verdacht, dass es sich bei diesen Gruben gegebenenfalls um einen prähistorischen Kultplatz handeln könnte.

Am 30. 6. 1995 begehen wir mit Tschärner den Fundplatz. Tschärner zeigt uns rund 20-30 und auch mehr Gruben von zum Teil recht unterschiedlicher Grösse (Durchmesser ca. 1 m bis 5-6 m), die teilweise tatsächlich reihenartig angeordnet zu sein scheinen. Die Gruben sind im Gelände grösstenteils noch recht gut erkennbar, zum Teil aber auch rezent mit Geäst und auch Holzkohle verfüllt, wobei in der Regel in den Gruben nur eine dünne Humus- und Holzkohleschicht vorhanden sind (ca. 10-

25 cm; Bohrproben mit dem Försterbohrer).

Wir können uns des Verdachtes nicht erwehren, dass die Gruben jüngerer Datums, das heisst wohl neuzeitlich sein könnten, da die Gruben in der Regel nicht verfüllt sind und vereinzelt noch einen leichten Aushubkranz erkennen lassen. Doch finden wir keine Antwort auf die Frage, wozu diese Gruben letztlich ausgehoben wurden.

Der alte Baumstrunk in einer einzelnen Grube drin weist rund 70-80 Jahrringe auf.

Auf Drängen von A. Tschärner legen wir im Herbst 1997 in zwei dieser Gruben einen Sondierschnitt an, das heisst wir nehmen die beiden Gruben zur Hälfte aus. In beiden Gruben, von denen die eine einen Durchmesser von 2,50 m und eine Tiefe von 60 cm, die andere einen Durchmesser von 2,30-3,20 m und eine Tiefe von 30-35 cm aufweist, stellen wir eine Humusdecke von ca. 10-15 cm bis maximal 20 cm fest. In beiden Gruben finden sich im Humus nebst etwas lockerem Gestein auch rezente Holzreste und zum Teil auch rezentes Fundgut sowie etwas Bergkristall. In einer Grube sind auch Reste von Holzkohlen vorhanden. Darunter folgt anstehendes, lehmiges Material. Spuren von eindeutig prähistorischen Funden sind aber nicht auszumachen.

Da wir die Gruben für jung halten, das heisst rund 100-200-jährig, stellen wir die Sondiergrabung ein. Ob man hier effektive nach Lehm grub oder wieso man sonst diese Gruben aushob, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Und auch die Frage danach, ob die «reihenartige Anordnung» der Gruben bewusst oder rein zufällig ist, kann nicht mit absoluter Gewissheit entschieden werden.

J. R.



Abb. 61 Tschlin 1997,
Martina-Vinadi, Eisenschwert.

Tschlin, Martina-Vinadi

LK 1179, 831 880 / 201 950, ca. 1100 m. ü. M.

Im Januar 1997 entdeckte Chasper Planta, Sent, bei Waldarbeiten rund 300-400 m nördlich von Tschlin-Vinadi, d.h. westlich oberhalb der Verbindungsstrasse von Martina nach Pfunds (Österreich), im Steilhang drin ein Eisenschwert, dessen Spitze ca. 30-40 cm aus dem Boden herausragte. Das Schwert gelangte via Niculin Bischoff, Ramosch, an den Archäologischen Dienst Graubünden.

Da es sich beim betreffenden Objekt um ein prächtiges Exemplar eines hoch- bis früh-spätmittelalterlichen Schwertes handelte und da ein Grabbefund nicht von vornerein ausgeschlossen werden konnte, wurde ende Mai 1997 an der Fundstelle eine kleine Sondiergrabung durchgeführt.

Das Schwert fand sich in einem heute jung bewaldeten Gebiet. Es lag unter einem mächtigen, mehrere Meter hohen und tonnenschweren Steinblock, der aus einem Bergsturz stammt und heute eine annähernd «abrisartige Situation» bildet. Das Schwert lag dabei eingeklemmt unter einem Stein, der sich wohl nachträglich durch Frosterosion vom grossen Steinblock löste. Die Sondierung blieb ergebnislos: es konnte kein Grab nachgewiesen werden. Und selbst das Absuchen des Umgeländes mit einem Metalldetektor verlief negativ.

Es macht also den Anschein, dass das Schwert unter dem Felsen versteckt wurde, sodass wir es hier offensichtlich mit einem Versteck- oder Verwahrfund zu tun haben.

Das recht gut erhaltene Eisenschwert wurde unverzüglich nach der Ablieferung dem Restaurationslabor des Rätischen Museums übergeben. Da bei diesem Schwert durchaus mit Schlagmarken zu rechnen

war, wurde das Schwert vorgängig der Restauration geröntgt. Dabei zeichnete sich auf der Schwertklinge eine klare Inschrift und partiell eine Verzierung ab.

Beim Schwert handelt es sich um ein grosses Eisenschwert von 109,6 cm Gesamtlänge (Abb. 61 und Abb. 62). Die Schwertklinge ist nahezu 96 cm lang und maximal 5,28 cm breit und weist beidseitig eine zentrale breite «Blutrille» auf. Der «Pilzknauf» oder besser der paranussförmige Knauf⁴³ steckt auf einer dünnen, im Schnitt rechteckigen Griffstange, die mit einer schmalen, ebenfalls aufgesteckten Parierstange von ca. 16,5 cm Länge gegen die Schwertklinge hin endet.

Die Inschrift befindet sich auf der einen Klingenseite, im Bereiche der breiten Rille. Die Inschrift ist ca. 23,5 cm lang, die einzelnen Buchstaben sind rund 9-10 mm hoch (Abb. 62 und Abb. 63). Die Buchstaben sind in den Eisenkörper hinein gepunzt, so dass sie im Röntgenbild verdichtet erscheinen und auf dieser Aufnahme auch wesentlich exakter zum Vorschein kommen als auf dem restaurierten Schwert (Abb. 63). Es kann auch nicht vollständig ausgeschlossen werden, dass die Buchstaben in Eisen ins Schwert eintauschiert wurden, eine Technik, die offensichtlich damals angewendet wurde⁴⁴.

Die Buchstaben sind zwar grösstenteils klar lesbar, ergeben aber keinen eindeutigen Sinn:

+ NR(F?). NIATE(D)NIATEDIATEI + Auffällig sind die mehrfachen Silben- oder Wortwiederholungen von NIATE und DIATE – falls wir dies überhaupt richtig lesen –, die sich wie eine Beschwörungsformel, ein Zauberspruch oder gar eine Wortspielerei anhören und nicht zuletzt auch an eine sprachliche «Verballhornung» denken lassen.

43 Zu den Pilzknaufschwertern oder Schwertern mit paranussförmigem Knauf siehe z. B. SCHNEIDER HUGO: Waffen im schweizerischen Landesmuseum. Griffwaffen I, Zürich 1980, 16-24. – SEITZ HERIBERT: Blankwaffen I. Ein waffenhistorisches Handbuch, Braunschweig 1965, 132ff.

44 SCHNEIDER HUGO: a. a. O., z. B. 17, Nr. 8; 18, Nr. 9 und 10; 19, Nr. 11; 23, Nr. 18 u. a. m.



Abb. 62 Tschlin 1997, Martina-Vinadi, Eisenschwert; Ausschnitt mit Inschrift (mit weisser Tusche nachgezogen).

Ähnliche Wortspielereien findet man auch auf einem Schwert aus dem Neuenburgersee⁴⁵, auf einem Objekt aus dem Bodensee bei Gottlieben TG⁴⁶ und auf einem Schwert aus der Broye VD⁴⁷.

Die Sprache selbst erinnert natürlich eher an die lateinische als an die deutsche Sprache. Auch wenn einzelne Buchstaben, insbesondere am Anfang der Inschrift, vielleicht noch an Initialen für einen Namen denken lassen, so erinnert die Inschrift als Ganzes sicher nicht an eine Besitzerinschrift oder dergleichen.

Die Rückseite des Schwertes ist mit acht kleinen konzentrischen Kreismotiven ver-

ziert, die sich auch auf die «Blutrinne» konzentrieren und ebenfalls in den Eisenkörper eingepunzt sind, wobei ein einzelner Kreis aus zahlreichen Punzschlägen besteht. Die einzelnen konzentrischen Kreise weisen in der Regel drei Kreisringe auf.

Vom Buchstabenbild her erinnert die Inschrift des Tschliner Schwertes stark an das Schwert vom Bodensee-Gottlieben TG⁴⁸, das in die Zeit zwischen 1130-1200 datiert wird.

Das Schwert von Tschlin/Martina-Vinadi datiert somit wohl am ehesten ins 12. Jh. n. Chr. bis bestenfalls noch in die erste Hälfte des 13. Jh.

J. R.

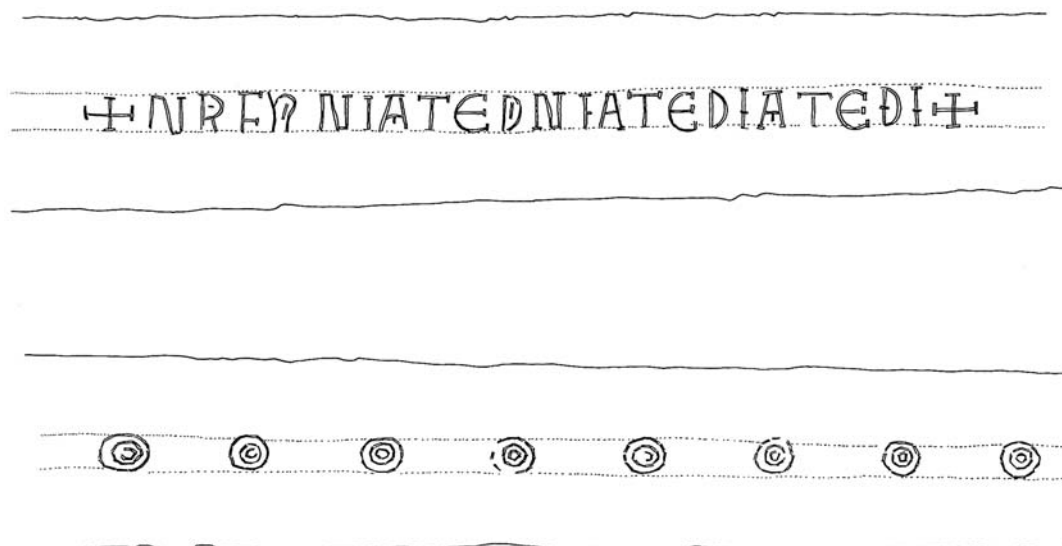


Abb. 63 Tschlin 1997, Martina-Vinadi, Eisenschwert; oben: Inschrift auf Vorderseite (umgezeichnet gemäss Röntgenaufnahme); unten: Verzierung auf Schwert-Rückseite (umgezeichnet gemäss Röntgenaufnahme).

45 SCHNEIDER HUGO, a. a. O., 19, Nr.11: «AINANIA» (vorwärts und rückwärts lesbar).

46 SCHNEIDER HUGO, a. a. O., 20, Nr.14: +NEDODEOI(?)BGDID +.

47 SCHNEIDER HUGO, a. a. O., 23, Nr.18: INIOMIINDII / INIOMINIOIL, wohl eine Verballhornung von IN NOMINE DOMINI.

48 Siehe bereits Anm. 46.

Untervaz, Friewis

LK 1176, 760 020 / 201 780, 540 m. ü. M.

Da die Zufahrt zum Hof Loch in Untervaz-Friewis im Herbst 1997 neu erstellt und im Bereiche des Burghügels von Friewis⁴⁹ 1-2 m verbreitert werden sollte, wurden die diesbezüglichen Bauarbeiten durch den ADG überwacht.

In den dünnen, unmittelbar auf dem anstehenden Fels aufliegenden Humusdecken wurden nur wenige Funde beobachtet, das heisst vereinzelte Tierknochen, Schneckenreste und diverse Mörtelbrocken, welche letztere zumindest belegen, dass auf der Hügelkuppe Mauerreste vorhanden sind. Keramikreste, Ofenkachelreste oder auch andere Funde aus der Burgenzeit wurden aber bei den Bauarbeiten nicht beobachtet.

Im Burgenbuch von Meyer/Clavadetscher wird unter Untervaz-Friewis ein «Abschnittsgraben» erwähnt⁵⁰; dabei handelt es sich aber höchstwahrscheinlich eher um einen natürlichen Geländeeinschnitt zwischen dem Burghügel einerseits und dem Calandaabhang andererseits. Es kann aber auch nicht à priori ausgeschlossen werden, dass es sich bei diesem «Graben» auf der Westseite des Burghügels um einen Wegeinschnitt einer älteren Wegvariante handelt, die ursprünglich westlich des Hügels vorbeiführte.

Auf der Ostseite des Burghügels wurden partiell sandig-kiesige Materialablagerungen festgestellt, die offenbar aus einer Zeit stammen, in der das Rheinbett noch 10-20 m höher lag als heute.

J. R.

⁴⁹ Zur Burg Friewis siehe
POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Leipzig 1929, 173. –
MEYER WERNER/CLAVADETSCHER OTTO P: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, 312.

⁵⁰ MEYER WERNER/CLAVADETSCHER OTTO P: a. a. O.312.

Abkürzungen

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden
BM	Bündner Monatsblatt
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft von Graubünden
JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1-7, Basel 1937-1948
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
DPG	Denkmalpflege Graubünden

Allgemeines

Die Erforschung der Bauernhäuser und der ländlichen Siedlung besitzt in Graubünden eine lange Tradition. Die kantonale Denkmalpflege unterstützt und fördert seit längerem diesen Forschungszeit, der an Universitäten ein eher kümmerliches Dasein fristet. In Zusammenarbeit mit Gemeinden, die ein historisch wertvolles Ortsbild besitzen, erarbeitete sie eine Reihe von Siedlungsinventaren, in welchen Einzelhäuser, Hausgruppen und Ensembles beschrieben, analysiert und bewertet wurden. Parallel dazu entstand in Zusammenarbeit mit dem Verein für Bündner Kulturforschung die Reihe der Maiensässinventare. Die meisten Publikationen sind allerdings, wie auch in angrenzenden Ländern, stark auf die eigene Region (Graubünden) fixiert und beschränken sich darauf, Bauten und Baugruppen innerhalb eines Dorfes oder eines Tales oder – seltener – innerhalb des ganzen Kantons zu vergleichen.

Um diese Arbeiten auf eine breitere Basis zu stellen, fand unter der Leitung unseres Amtes vom 2. – 4. Oktober 1997 in Vals eine ARGE ALP-Tagung statt, zum Thema ‘Besiedlungsformen, dorfbauliche Modelle und Bautypologien in den Alpen’, die einen Meinungsaustausch zwischen den Fachleuten der verschiedenen Länder zum Inhalt hatte. Ein Schwerpunkt der Tagung war die Präsentation und Diskussion von Forschungsansätzen unterschiedlicher Art. Ein anderer umfasste den Bereich der Umsetzung der Resultate dieser Grundlagenforschung in die denkmalpflegerische und raumplanerische Praxis.

Aus der Diskussion der Materie resultierten am Ende der Tagung folgende Thesen:

1. Die Kenntnis der Siedlungsstrukturen und ihrer Entstehung ist Voraussetzung für die Erhaltung und Gestaltung der Kulturlandschaften und Siedlungen.
2. Die Ergebnisse der Grundlagenforschung müssen für alle Benützer (Politiker, Planer, Architekten, Denkmalpfleger, aber auch für Baubesitzer, Bauherren und die interessierte Öffentlichkeit im allgemeinen verfügbar, verständlich und anwendbar sein.
3. Den Politikern, welche die Entscheidungsbefugnis besitzen, müssen beratende Fachleute zur Seite stehen.
4. Grundlagenarbeit ist als ein Teil der Öffentlichkeitsarbeit zu verstehen, die der Erhaltung und Gestaltung unserer baulichen Umwelt zugute kommen soll.
5. Die Grundlagen müssen laufend erneuert werden.
6. Bautechnisches und handwerkliches Wissen muss ebenfalls festgehalten werden.
7. Die bestehenden Grundlagen in den ARGE ALP-Ländern sollen erfasst und den Fachleuten zugänglich gemacht werden.

Verschiedenes

Aufgrund der schwierigen Lage auf dem Arbeitsmarkt organisierte die Denkmalpflege drei sechsmonatige Beschäftigungsprogramme. Vier arbeitslose Architekten und Zeichner nahmen den Grundriss der Altstadt Chur auf, drei weitere Arbeitslose die Erd- und die Wohngeschosse der Bauten von Guarda als Grundlage für das Dorfinventar. Vier weitere momentan beschäftigungslose Fachkräfte zeichneten eine typologische Auswahl von 29 Ökonomie- und

Abb. 1: Soglio. Casa Battista,
historisches Hotel des Jahres
1998. Gästezimmer mit
barocker Ausstattung.



Wohnbauten zwischen Alp und Dorf auf dem Gemeindegebiet von Seewis.

ICOMOS Schweiz (International Council on Monuments and Sites) verlieh am 17. September 1997 dem Hotel Palazzo Salis in Soglio den Preis: «Das historische Hotel/Restaurant des Jahres 1998». Anerkennungspreise erhielten im Kanton Graubünden zudem das Hotel Albrici in Poschiavo und das Hotel Schweizerhof in Flims. Die beiden ersten Bauten stehen unter kantonalem Denkmalschutz und wurden in den letzten Jahren unter Aufsicht der kantonalen Denkmalpflege restauriert.

Mitarbeiterspiegel

Bauberaterisch wurde die östliche Hälfte des Kantons wie bis anhin von Architekt Thomas F. Meyer betreut, die westliche von Architekt Peter Mattli, beide mit Unterstützung der Architektin Sandra Nigsch (Praktikantin von 14.4.97 bis 10.4.98). Unverändert blieb auch das Bauforscherteam mit Augustin Carigiet als Leiter und Lieven

Dobbelaere als Zeichner. Im administrativen Bereich waren Irina Killias, Hauptsekretärin und Betreuerin der Lehrtochter Nadja Gadiant (ab 1. 8. 1996) sowie zeitweilig Anni Disch tätig. In der GIS-Abteilung unter der Leitung von Marc Antoni Nay arbeiteten zeitweilig Norbert Danuser (20%) und Marlene Kunz (20%) am Projekt «Bauten ausserhalb des Dorfgebietes» (BAD). In der raumplanerischen Siedlungspflege samt Inventarisierung waren unter Leitung des Adjunkten Diego Giovanoli zeitweilig Marc Antoni Nay und Ladina Ribi tätig. Sie wurden von Mitte August an durch den Praktikanten im Bereich Kunstgeschichte, Armon Fontana unterstützt. Zur täglichen Arbeit gehört darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen und die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der zugewandten Bundesstellen für Denkmalpflege, Heimatschutz und Kulturgüterschutz.

Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1997

Bauberatung und Baustellenbegleitung

Verzeichnis der abgeschlossenen Baube- gleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Alvaneu-Dorf, Kath. Kirche St. Maria Geburt, Sakristei; Breil/Brigels, Danis-Tavanasa, Kath. Pfarrkirche Hl. Dreifaltigkeit; Casti, Kirche; Chur, Friedhof Daleu, Umfassungsmauer; Celerina, Ev. Pfarrkirche Bel Taimpel; Domat/Ems, Kapelle St. Antonius; Luven, Ev. Kirche; Medel/Lucmagn-Curaglia, Kath. Kirche S. Nicolaus; Poschiavo/Selva, Kapelle S. Sinforosa e S. Sebastiano; Rueun, Kath. Pfarrkirche S. Andreas; Samnaun-Compatsch, Kath. Pfarrkirche St. Jakob; Sumvitg, Val, Kapelle S. Paul; Tartar, Ev. Kirche; Tschier, Ev. Kirche; Vrin/ Tgamanada, Kapelle S. Giusep.

Profanbauten: Arvigo-Landarenca, Wohnhaus 39; Filisur, Wohnhaus 86; Castrisch, Wohnhaus 57; Guarda, Wohnhaus 55; Lavin, Wohnhaus 49; Lohn, Backhaus; Mesocco, Wohnhaus 254; Poschiavo-Aino, Mühle/Säge, 2 Etappe; Poschiavo-Privilasco, Wohnhaus 405; Sagogn, Wohnhaus-Hälfte 24; Selma, Wohnhaus 126; Sent-Crusch, Wohnhaus 305; Sevgein, Wohnhaus Demont 26; Sta. Maria, Wohnhaus 99; Stampa-Borgonovo, Wohnhaus 59; Thusis, Neudorf, Gartenhaus 109a; Trin, Casa Calonder 76; Tschier, Wohnhaus 43/43A; Tschlin-Strada, Ortsmuseum (2. Etappe).



Abb. 2: Rueun. Katholische Pfarrkirche S. Andri. Blick gegen den Chor.



Abb. 3: Pignia Bad. Häusergruppe Nr. 65/66. Geschütztes Ensemble, eingedeckt mit Steinplatten.

Aussenrestaurierungen

Sakralbauten: Medel/Lucmagn, Soliva, Kapelle S. Pieder in vinculis; Savognin, Kirche St. Martin; Zillis, Pfarrkirche St. Martin, Christophorus-Wandbild; Selma, Kapelle Nostra Signora di Einsiedeln.

Profanbauten: Arvigo/Landarenca, Stall 42; Avers, Campsut, Wohnhaus 217; Brusio, Wohnhaus 202; Chur, altes Postgebäude; Guarda, Wohnhaus 37; Guarda, Wohn-

haus 76; Maienfeld, Rathaus 151; Mesocco/Crimeo, Kreisgebäude 95; Nufenen, Wohnhaus 18/18A; Pignia-Bad, Wohnhaus 66; Poschiavo-Somaino, Wohnhaus 406; Rossa, Speicher 12A; Rossa, Wohnhaus 13A; Rossa/Augio, Wohnhaus 1-21; Rossa/Augio, Wohnhaus 28; Rossa/Augio, Wohnhaus 24; Rossa/Sta. Domenica, Wohnhaus 1; San Vittore/Cadrobbio, Wohnhaus 1C; Scharans, Wohnhaus 134; Selma, Wohnhaus 12; Selma, Wohnhaus 24; Soazza, Wohnhaus 132; Soazza, Wohnhaus 10; Splügen, Pferdestall 16; Sils i. E. – Fex, Wohnhaus 161; Stampa, Wohnhaus 122; Valendas, Wohnhaus 85A.

Innenrestaurierungen

Profanbauten: Ardez, Wohnhaus 68; Bergün, Wohnhaus 80; La Punt/Chamues'ch Wohnhaus 324; Poschiavo, Wohnhaus 30.

Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Sevgein, Kreuzwegstation aus der Kirche St. Thomas; Siat, Kapelle S. Ambrosius; Tujetsch/Sedrun, Kath. Pfarrkirche S. Vigilus, Muttergottesstatue.

Profanbauten: Ardez, Wohnhaus 114; Ardez, Wohnhaus 123; Bondo/Promontogno, Stützmauer, Mühlenweg; Flims, Haus 330; Langwies-Hof, Wohnhaus Mettier; Lang-

Abb. 4: Breil/Brigels.
Katholische Pfarrkirche
Hl. Dreifaltigkeit in Danis-
Tavanasa. Chorausmalung
und Stukkaturen von um
1652.



Abb. 5: Breil/Brigels. Katholische Pfarrkirche
Hl. Dreifaltigkeit in Danis-Tavanasa. Stuckierter
Fries mit Wandmalerei im Chor um 1652.

wies-Innerhaupt, Wohnhaus 226; Ramosch-Vnà, Wohnhaus 205; Roveredo, Chiesa di S. Antonio; Sent, Parkmauer Dorfeingang; Stampa, Wohnhaus 123; Zernez, spätmittelalterlicher Turm, «La Serra».

Pflästerungen: Chur, Kupfergasse/Goldgasse; Disentis/Mustér, Dorfplatz; S-chanf, Platz von Funtauna.

Unterschutzstellungen

Im Sinne des Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. November 1946 wurden folgende Objekte unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

Sakralbauten: Breil/Brigels, Danis-Tavanasa, Pfarrkirche Hl. Dreifaltigkeit; Celerina, Kirche Bel Taimpel; Luven, Ev. Kirche; Rossa/Augio, Pfarrkirche San Giuseppe e San Antonio; Rueun, Pfarrkirche S. Andrea; Tartar, Ev. Kirche; Vrin/Tgamanada, Kapelle S. Giusep;

Profanbauten: Almens, Häuser 65/66/67; Arvigo/Landarenca, Wohnhaus 39; Bergün-Lantsch, Haus 24; Breil/Brigels, Pfarrhaus 194; Maienfeld, Rathaus; Mesocco, casa di

Circolo; Mon, Wohnhaus 4; Poschiavo, Hotel Albrici; Rossa/Augio, Haus 28; Rothenbrunnen, Kurhaus 2; Sagogn, Wohnhaushälfte 24; Samedan, Gemeindehaus; San Vittore, Palazzo Togni; Scheid, Wohnhaus 42/43; Stampa/Borgonovo, Haus Fasciati 17; Sils i.E., Chesa Fonio 76; Versam-Obergut, Wohnhaus 45.

Burgen: San Vittore, Torre di Pala; Sils i. D., Burgruine Campi.

Beitragswesen

Im vergangenen Jahr gingen 90 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 31 Gesuchstellern den ordentlichen Beitrag zu. Das Departement erliess 33 Beitragsverfügungen, das Amt deren 26. Insgesamt wurden aus den Konti der Denkmalpflege Fr. 4'370'498.– zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 3'049'561.–. Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2'198'788.– ausbezahlt. Im Bereich der eidgenössischen Denkmalpflege verblieben 79 offene Geschäfte; im Bereich Heimatschutz sind es 71 Pendenzen.

Führungen/Veranstaltungen

Der kantonale Denkmalpfleger präsierte die Jury des ICOMOS: «Das historische Hotel/das historische Restaurant des Jahres 1998 in der Schweiz». Vom 2. bis 4. Oktober fand in Vals, wie bereits im allgemeinen Teil näher ausgeführt, eine ARGE ALP-Tagung zum Thema «Historische Besiedlungsformen und Baumodelle in den Alpen» statt. Im Rahmen dieser Tagung führte Bauberater Thomas Meyer die Teilnehmer durch Vrin, erläuterte die historischen Dorfstrukturen und zeigte Ergebnisse und Strategien der Siedlungsentwicklung auf. Anlässlich der Tags des offenen Denkmals,

der unter dem Thema Pfarrhäuser, Klöster und Bischofssitze stand, führten der kantonale Denkmalpfleger durch das Kloster Müstair und Bauberater Peter Mattli durch das Ospizio von Soazza. Thomas Meyer stellte das in Restaurierung befindliche Frauenkloster in Poschiavo vor und Marc A. Nay erläuterte gemeinsam mit Armon Fontana in der Churer Altstadt das Antistitium und die benachbarte «Hasenstube».

Der kantonale Denkmalpfleger referierte in Chur vor dem Rheinquartierverein über die Pulvermühle Chur und vor dem Kiwanis-Club Chur zum Thema Substanzerhaltung in der Stadt. In Zürich sprach er vor dem Stadtrat zum Thema Auftrag und Verantwortung der Denkmalpflege. An der ETH Zürich hielt er das Einführungsreferat zum Kolloquiumszyklus des Wintersemesters 1997/98 zum Thema: Leiter, Lift und Treppe, zur Vertikalerschliessung von Altbauten. In Felsberg hielt er einen Vortrag zur Bau- und Kulturgeschichte des Dorfes.

Er führte die Stiftung Pro Arte Domus durch die Klosteranlage Müstair, wie auch die Kolleginnen und Kollegen der Denkmalämter Vorarlberg und Tirol, zudem den Bündner Heimatschutz durch den Obervinschgau (Mals St. Benedikt, Marienberg, Burgeis St. Nikolaus, Churburg). Die Landeskonservatorin von Vorarlberg, Frau Dr. Madritsch und eine Restauratorengruppe führte er durch die Kathedrale Chur, die Kirchen St. Paul und St. Georg in Rhäzüns und St. Magdalena in Dusch; ebenso die Familienstiftung von Planta in der Kirche St. Paul in Rhäzüns. Die Strafvollzugsleiter der Ostschweiz und den Historischen Verein Liechtenstein sowie die Kantonale Natur- und Heimatschutzkommission geleitete er durch die Ausstellung und die Kirche St. Martin in Zillis. Eine Gruppe von Fachleu-

ten der Denkmalpflege und Architektur aus dem Kanton Thurgau führte der Denkmalpfleger zwei Tage durch Chur und das Schloss Haldenstein.

Ebenfalls durch das Schloss Haldenstein führte Peter Mattli eine Delegation der Holderbank AG, zudem zwei Klassen der Kantonsschule und eine der kaufmännischen Berufsmittelschule in der Kirche St. Stephan. Er referierte im Rahmen des Kolloquiums der Vereinigung Schweizer Denkmalpfleger an der ETH Zürich zum Totalverlust eines mittelalterlichen Wohnturms in Jenins. Ende April reiste zudem eine Delegation von Mitarbeitern, begleitet von Architekten und Restauratoren zu einem Treffen mit der Südtiroler Denkmalpflege ins ladinischsprachige Val Badia.

Veröffentlichungen

Im Frühjahr 1997 erschien im Verlag Paul Haupt, Bern, zur romanischen Kirchendecke von Zillis ein Werk das den Grundlagen zur Konservierung und Pflege gewidmet ist, die im Laufe der letzten acht Jahre erarbeitet worden sind. Denkmalpfleger Hans Rutishauser und Marc A. Nay vertraten das Amt in der Herausgeberschaft.

In der Reihe der Kommission III der ARGE ALP erschien der Band «Denkmal-

pflege und Tourismus», der auf einer Tagung in Davos basiert, redigiert durch Marc A. Nay. Derselbe betreute auch den vierten Jahresbericht der Denkmalpflege, der zum letzten Male im Jahrbuch der HGG erschien.

Natur- und Heimatschutzkommission

Die Natur- und Heimatschutzkommission (Präsident Dr. Ernst Kuoni) hat in vier ordentlichen Sitzungen die Anträge der Ämter geprüft und weitergeleitet. Die Kommission hat sich zudem mit der neuesten Entwicklung beim Projekt zum Bahnhof Chur beschäftigt, nahm an einer Begehung zur Dorfumfahrung Filisur teil, wurde über die vorgesehene Erweiterung des Nationalparks orientiert und hat das Konzessionsprojekt der Kraftwerke Brusio verabschiedet.

Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission: Präsident: Dr. Ernst Kuoni, Chur; Vizepräsident: Prof. Dr. Leo Schmid, Chur; ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Aldo Camenisch, Fex; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

Die Gesamtrestaurierung der katholischen Filialkirche St. Martin, Tersnaus

Hans Rutishauser

Die Kirche St. Martin ist eines von sechs Gotteshäusern in der Pfarrei Tersnaus-St. Martin. Mit der Pfarrkirche sowie den Kapellen St. Antonius von Padua in Traversasch und St. Katharina sind vier Kirchenbauten in den letzten Jahren umfassend restauriert worden, eine grosse Aufgabe aber auch schwere Last für die Kirchgemeinde, die trotz Beiträgen von Bund, Kanton und Kirchenkasse Ausserordentliches geleistet hat.

Die gotische Vorgängerkirche

In einem Indulgenzbrief (Ablassbrief) vom 4. Januar 1345 für die Talkirche des Lugnez, St. Vincentius in Vella, wird eine Kapelle St. Martin erstmals urkundlich genannt: «S. Martin in Valles». Eine in der bischöflichen Sammlung in Chur erhaltene hochgotische Holzplastik eines stehenden hl. Martin als Bischof entstand um 1340 und stammt aus der Kirche St. Martin (ehemals im Diözesan-Museum, Schwyz). Spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat also in St. Martin ein Gotteshaus bestanden.

Am 5. Juni 1462 wurde ein Altar zu Ehren des heiligen Martin geweiht. Am 4. Juli 1497 erfolgte die Neuweihe der Kapelle. Diese Neuweihe zur Zeit der Spätgotik bildete den Abschluss eingreifender Baumassnahmen. Das Eingangsportal war mit einem profilierten Kunststeingewände versehen worden, das im Scheitel mit einer Kielbogenspitze abschloss. Zahlreiche Bruchstücke von Gewändekunststeinen wurden als Spolien beim Turmbau am Ende des 17. Jahrhunderts als Bausteine vermauert. Sie stammen wohl von spätgotischen Fenster-

gewänden, also ebenfalls aus der Zeit des Neubaus um 1497. Die Verwendung von Kunststein ist in der Spätgotik des 15. Jahrhunderts in Graubünden – wie übrigens auch im Wallis – nicht selten. Kunststein aus hochgebranntem Gips (Anhydrit) ist zum Beispiel für Fenstermasswerke (Churwalden), Emporenbrüstungen (Müstair) und Sakramentsnischen (Mistail) verwendet worden und ersetzte in diesen Fällen die häufig für Bauplastik angewendeten Natursteine wie Tuff, Rauhwanke, Kalkstein oder den nur ausnahmsweise vorkommenden Sandstein.

Auf dem nördlichen Seitenaltar steht auch nach der Restaurierung 1996/97 wieder das spätgotische Vesperbild aus der Zeit um 1500; eine etwas derbe, aber eindruckliche Darstellung des toten Christus auf dem Schoss der klagenden Muttergottes. Am Chorbogen hängt zudem ein feingliedriger spätgotischer Kruzifixus, der ebenfalls am Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Die scheibenförmigen Enden am Holzkreuz sind mit den Symbolen der vier Evangelisten bemalt, wohl eine etwas jüngere Arbeit aus dem 16. Jahrhundert.

Die Teiluntersuchungen von Manuel Janosa, Archäologischer Dienst Graubünden, im Boden und am aufgehenden Mauerwerk der Nord- und Ostwand im Schiff ermöglichen, ohne zerstörende Eingriffe, die zeichnerische Rekonstruktion der noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestehenden mittelalterlichen Kirche. Deren Schiff war bloss halb so lang wie jenes der nachfolgenden Barockkirche und umfasste etwa drei Fünftel der heutigen Breite. Die Form des ehemaligen Chorabschlusses (gerade oder polygonal) konnte nicht mehr nachgewiesen werden. Dagegen fand man den ur-

sprünglichen Boden, einen Kalkmörtel-Estrich.

Die Barockkirche

Kirchlich unterstanden die sieben Höfe von St. Martin im Mittelalter der Talkirche St. Vincentius in Vella. Am 9. Juni 1528 schlossen sie sich mit Camuns, Surcasti und Tersnaus zu einer gemeinsamen Pfarrei zusammen und lösten sich damit von der Mutterkirche St. Vincentius. Am 14. Juni 1669 löste sich Tersnaus auch aus diesem Pfarreiverband und wurde damit eine selbstständige Pfarrei, der St. Martin noch heute angehört. Die sieben Höfe von St. Martin vereinigten sich kurz nach dieser Pfarrei-gründung, am 22. Oktober 1671 zu einer Nachbarschaft mit gemeinsamem Dorf-recht.

Wohl in der Folge dieser politischen und kirchlichen Verselbständigung ist der um-

fassende Neubau am Ende des 17. Jahrhunderts zu sehen, der mit einer Neuweihe am 30. Juni 1695 abschloss. Es ist dies die Kirche, wie sie in ihrem baulichen Bestand und in ihrer Ausstattung bis heute weitgehend erhalten ist. Der Bau ist wohl aus topographischen Gründen nach Westen ausgerichtet. Der eingezogene, dreiseitig geschlossene Chor ist relativ gross, nämlich zwei Drittel so tief wie das Schiff. Der Chor wird von grätigen Kreuzgewölben gedeckt. Über dem Schiff wölbt sich über einem umlaufenden Gesims eine Tonne, die im Scheitel drei Stuckmedaillons zieren. Im mittleren ist als besondere Verzierung eine Glocke aus Stuck geformt. Die Gussformen welche die barocken Stukkateure für die stuckierten Blattstäbe der Decke verwendeten, haben sich – ein seltener Glücksfall – im Dachgeschoss auf dem Gewölbe erhalten.

Das Äussere der Kirche ist geprägt durch den Farbzweiklang zwischen gelbgrauen

Abb. 6: Kirche St. Martin,
Ansicht von Nordwesten.



Abb. 7: Kirche St. Martin.
Blick gegen den Chor.



Naturputzflächen und den weiss gekalkten Einfassungen der Tür- und Fensteröffnungen sowie der weissen, mit Ritzquadern belegten Lisenen. Der Turmhelm ist wieder, wie in der Barockzeit, mit handgespaltenen Lärchenholzschindeln gedeckt. Schiff und Chor sind einheitlich mit rautenförmigen Chromstahlplatten belegt, welche Form und Erscheinung des vormaligen Blechrautendaches übernehmen.

Aus der Zeit des hochbarocken Neubaus stammt auch das Wandbild des heiligen Martin als Mantelspender über dem Eingangportal. Die Umrisse der Figuren und des Pferdes sind in den feuchten Putz eingegritzt, die Farbe wohl al fresco angelegt. Die Strichelretouches der Restauratoren verdecken die argen Beschädigungen, die von Kugellöchern eines vandalischen Luftabwehrschützen stammen.

Der Turm sitzt rittlings auf der nordseitigen Chorschulter und auf dem nordseitigen Chorbogen, eine asymmetrische Belastung, welcher der Bau auf die Dauer nicht standhalten konnte. Im Turm hängen drei Glocken, die älteste stammt noch aus dem Vorgängerbau und trägt die Inschrift: «San(c)te Martine ora pro nobis» (heiliger Martin bete für uns) und das Datum 1655.

Die Ausstattung der Kirche ist von beeindruckender Geschlossenheit. Sie umfasst drei Altäre, eine intarsierte Kanzel und ein reich profiliertes Chorgestühl sowie verschiedene Reliquare. Die drei Altäre zeigen eher schwerblütige Formen eines ländlichen Barock, die Fassungen (Bemalungen und Vergoldungen) konnten unter wenigen jüngeren Übermalungen im originalen Zustand freigelegt werden.

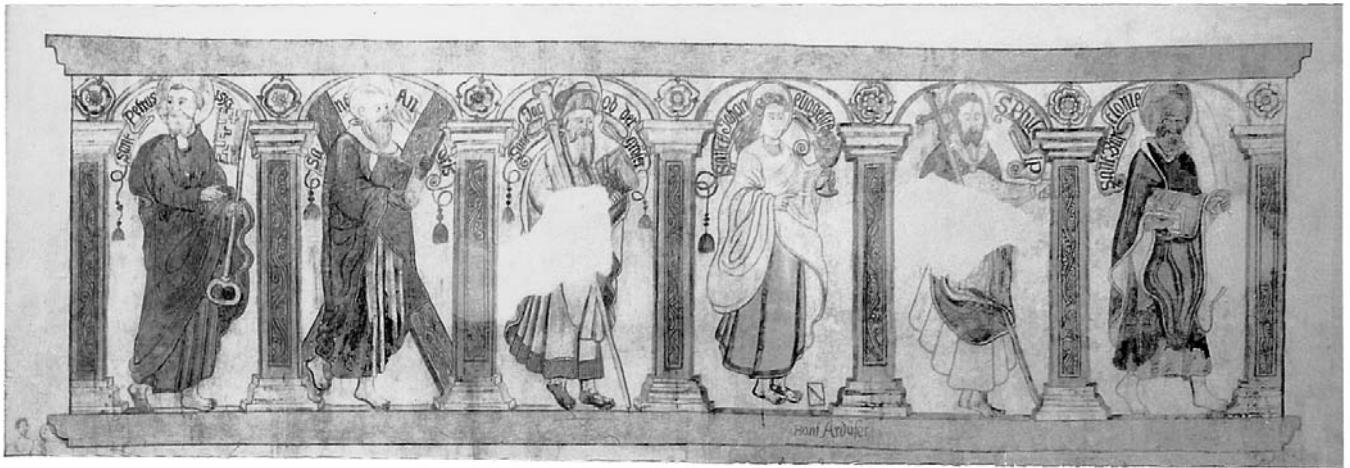


Abb. 8: Das Apostelfries von
Hans Ardüser, 1593.

Der Hochaltar ist 1698 datiert, das qualitativvolle Altarblatt, wohl eines italienischen Malers, zeigt die Heiligen Martin, Antonius von Padua und Ignatius. Beide Seitenaltäre an den Chorschultern sind 1704 datiert und besitzen ebenfalls noch die originalen Altarbilder. Erwin Poeschel vermutet als Urheber der Ölmalereien den Disentiser Klosterbruder Fridolin Eggert. Beides sind Marienaltäre. Auf dem Südalтар ist ihre Krönung, auf dem Nordaltar sind ihre Schmerzen dargestellt.

Die polygonale Kanzel mit Schalldeckel und Rankenkrone ist mit der Jahrzahl 1779 datiert, mit Intarsien sind die Initialen «IHS» für Christus und «Martinus» für den Kirchenpatron geschrieben.

Beachtlich sind auch die Chorstühle mit hohen Dorsalien (Rückenwänden), die mit reich ausladendem Gesimse abschliessen. Auf diesem sind immer noch die barocken Reliquienschreine exponiert.

Die Apostelzyklen der Wandmalerei

Die weiss gekalkten Wände in Schiff und Chor sind mit stehenden Figuren bemalt. Auf der linken Chorschräge ist der heilige Martin im Bischofsornat, auf der rechten Chorschräge die heilige Maria Magdalena dargestellt. Im Schiff wird die Apostelreihe auf der linken Südwand vom Salvator angeführt, auf der Nordwand von Maria, dann folgen in regelmässigen Abständen auf jeder Seite je sechs Apostel. Die Wandbilder dieser sechzehn Personen sowie die Weihkreuze liegen auf derselben Putzschicht und stammen wohl aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die Malereien entstanden vielleicht im Zusammenhang mit der Einrichtung einer Kaplaneipfründe in St. Martin für einen deutsch sprechenden Benefizianten am 2. November 1776. Die Kalkmalerei ist schlicht, aber als volkskundliche Arbeit von eigenem Reiz. Die eigenwillige Qualität der spätbarocken Wandbilder zeigte sich erst nachdem die Restauratoren die entstehenden Übermalungen unseres Jahrhunderts

entfernt hatten. Der Maler dieses Apostelzyklus aus dem 18. Jahrhundert hatte die Öffnungssymmetrie des Raumes mit einem aufgemalten Blindfenster an der Nordseitenwand vervollständigt. Dieses aufgemalte Blindfenster zeigt ein einfaches Fensterkreuz und Rundscheiben-Bleiverglasung, sogenannte Butzenscheiben. Nach der Vorlage dieses Blindfensters wurden die neu gefertigten Fenster in barocker Manier rekonstruiert.

An der Nord- und Ostwand des Schiffes war an Putzfehlstellen, sowohl innen wie aussen, eine tiefer liegende Verputzschicht zu erkennen, die noch vom Vorgängerbau stammen musste. Bei Sondierschnitten im Inneren, im Bereich des aufgemalten Blindfensters, stiessen die Restauratoren auf eine Malschicht, deren schablonenartige Dekorationsformen auf eine Renaissance-Malerei wies. Tatsächlich stiessen die Restauratoren in den Zwischenräumen der spätbarocken Aposteldarstellungen auf einen älteren Apostelzyklus, der eine Putzschicht tiefer lag. Sobald die erste Figur teilweise vom Putz des 18. Jahrhunderts befreit war, wurde deutlich, dass die Malerei ein Werk von Hans Ardüser ist. Damit standen wir vor der Qual der Wahl. Durften wir einen Teil des Apostelfries des 18. Jahrhunderts zugunsten einer älteren Malerei vom Ende des 16. Jahrhunderts opfern?

An einem Konsekrationskreuz wurde von den Restauratoren geprüft, ob eine Ablösung ohne Substanzverlust möglich sei. Die nicht ganz einfache Operation gelang, und so entschloss man sich, die Mal- und Putzschicht der spätbarocken vier Apostel von der Malerei Ardüser zu trennen. Die ehemalige Nordseite des gotischen Kapellenschiffes ist auf seiner gesamten Länge von fünf Metern von Hans Ardüser bemalt

worden, nämlich mit den sechs Aposteln Petrus, Andreas, Jakobus dem Älteren, Johannes Evangelist, Philippus und Bartholomäus. Die Wandmalerei ist zudem mit dem vollen Namen «Hans Ardüser» signiert und 1593 datiert. Die Apostel stehen unter Arkaden auf einem gelben Balkenband, ein ebensolches schliesst die Bildfläche gegen oben als Gesimse ab. Die Arkaden ruhen auf gelben Kantpfeilern, die mit Maserholzfüllungen bemalt sind. Die Arkadenzwickel zieren vierblättrige Rosen. Die Köpfe der Apostel sind mit verschlungenen Schriftbändern mit ihren Namen hinterlegt. Diese Schriftbänder enden in Kordeln mit Quasten. Neben zahlreichen Pickelhieben, welche zur Haftung des spätbarocken Verputzes eingeflickt wurden, sind die Figuren von Jakobus und Philippus durch grössere Fehlstellen verletzt, dort, wo im 19. Jahrhundert eine Emporenbrüstung in die Nordwand versetzt war und später einmal nach vorne erweitert wurde. Unter dem Apostelfries sind Rötelkritzeleien des 17. und 18. Jahrhunderts als Pilgerzeichen zu erkennen. Ein Stossgebet zum heiligen Martin und den Aposteln hat wohl manchen Reisenden Mut schöpfen lassen, bevor er die enge Schlucht des Valserrheins durchquerte, oder der Wanderer dankte im Gebet für himmlisches Geleit nach überstandener Gefahr.

Die vier abgelösten Apostelbilder des Spätbarock sind heute, auf einem neuen Träger befestigt, an der Eingangswand zu Seiten des Portals aufgehängt. Natürlich bedeutet jede Wandbild-Ablösung einen nicht unbedenklichen Eingriff. Der Gewinn der erfreulich gut erhaltenen Apostelbilder von Hans Ardüser mag aber diese Operation und den Unterbruch des Apostelzyklus aus dem 18. Jahrhundert rechtfertigen.

Die Fledermauskolonie im Dachboden

Neben den kultur- und kunsthistorischen Kostbarkeiten ist St. Martin auch naturkundlich-zoologisch von ausserordentlicher Bedeutung.

Im Dachgebälk findet sich vom April bis September eine der wenigen Kolonien einer seltenen Fledermausart, der Kleinen Hufeisennase (*Rhinolophus hipposideros*). Im unteren Lugnez und am Eingang des Valsertales befinden sich auf kleinem Raum sieben Wochenstuben der Kleinen Hufeisennase, insgesamt rund 580 Tiere. Die Mehrzahl dieser Fortpflanzungsquartiere befindet sich in Kirchendachstöcken. «Die Täler Lugnez und Vals stellen somit gesamtschweizerisch das wichtigste Rückzugsgebiet für die stark bedrohte Kleine Hufeisennase dar», schreibt die Biologin Miriam Lutz in einem Bericht des Jahres 1992.

Deshalb war beim Neudecken des Kirchendaches, aber auch bei den statischen Verstärkungsarbeiten des Kirchturmes und des Dachstuhles besondere Vorsicht geboten. Die originale Deckung auf Schiff und Turm im 17. Jahrhundert war ein Holzschindelschirm. Denkmalpflegerisch wäre dies die beste Lösung gewesen, nachdem das Blech-Rauten-Dach ersetzt werden musste. Die Zoologen äusserten allerdings Bedenken. Es sei gerade das sich rasch erwärmende Metaldach, welches ideale Be-

dingungen für die hohe Raumtemperatur der Fledermaus-Wochenstuben böte. So entschieden sich alle Verantwortlichen, die Baukommission, der Architekt, das Amt für Landschaftspflege und Naturschutz, die Fachstelle Fledermausschutz und die Denkmalpflege, das bestehende schadhafte Weissblechdach durch eines aus Chromstahlblech zu ersetzen. Die technisch geforderte geringe Unterlüftung der Metallhaut sollte, so hoffen wir, zu keiner schädlichen Abkühlung der Dachraum-Temperatur führen. Die Bauarbeiten hatten zudem in den Monaten Oktober bis März zu erfolgen, nämlich dann, wenn die Fledermäuse in ihre uns unbekannt Winterquartiere, wohl natürliche Höhlen, ausweichen. Spätestens beim Bezug des Wochenstubenquartiers im April 1997 mussten alle Arbeiten am Dachstuhl und an der Dachhaut abgeschlossen sein. Das Arbeiten im Winterhalbjahr war eine Erschwerung für die ausführenden Handwerker, die anfallenden Verteuerungen wurden von den Naturschutzfachstellen von Bund und Kanton übernommen. Im Jahr 1997 sind die Alttiere in erfreulich grosser Zahl zurückgekehrt, die Nachwuchsrate war mit weniger als 20 Jungtieren allerdings bedenklich klein. Hoffentlich war die Ursache dafür bloss der nasskalte Sommer 1997 und nicht die baulich erneuerte und veränderte Dachhaut der Kirche St. Martin.

Eine Innenrestaurierung – eine Küche – ein Badezimmer

Zu Restaurierung und Umbau der Chesa Perini, vormals Albertini

in La Punt

Thomas F. Meyer

Der Auftrag der Bauherrschaft Verena und Peter Perini, Kreuzlingen, an die Architektengemeinschaft Thomas F. Meyer, dipl. Arch. ETH, Chur¹ und René Leuzinger, Architekt, Bergün lautete, das seit langem nicht mehr bewohnte und bis auf eine Wasserleitung und ein paar alte Lichtschalter praktisch im Originalzustand von um 1650 dastehende Engadinerhaus bewohnbar zu machen.

So war die Aufgabe schnell formuliert, die architektonische Umsetzung jedoch wurde für die Bauherrschaft, für die Handwerker und für die Architekten zu einer spannenden Reise in die weite Welt der Lösungsmöglichkeiten und deren Umsetzung in Form und Material. Denn soviel stand fest: So speziell wie das wertvolle Gebäude selbst, so speziell sollten auch die neu hinzukommenden Elemente sein. Der Leitgedanke – die äusserst einfache aber grosszügige Haltung des Gebäudes muss auf zeitgenössische Art und Weise eine Fortsetzung finden – wurde zum Arbeitskonzept.

Die Chesa Perini, in Grösse und Ausstattung ein nahezu herrschaftliches Gebäude, liegt mitten im Kern von La Punt. Der Grundriss folgt dem üblichen Oberengadiner Bauernhaus-Schema: Durchfahrt vorbei an der typischen Raumzeile, die Stube, Küche und Spense umfasst, in die hinten angebaute Stallscheune. Bedingt durch die Hanglage liegt die Durchfahrt in diesem speziellen Fall ein Stockwerk tiefer als die erwähnte Raumzeile. Dadurch wird sie zu einem riesigen, in der Höhe volle zwei Stockwerke umfassenden, mit Kreuzgewölben überspannten Raum von höchster Qualität. Ähnliche Raumqualitäten zeigen die beiden ebenfalls gewölbten, übereinan-

derliegenden Spensen. Die sehr grossen, eher Sälen gleichenden Räume befinden sich seitlich am Heustall in der Verlängerung der Raumzeile. Einiges deutet darauf hin, dass sie Bestandteile eines spätmittelalterlichen Vorgängerbaues sind, was übrigens auch auf die alte Stube mit dem darunterliegenden Keller zutreffen dürfte.

Das zusammen mit der Bauherrschaft ausgearbeitete Konzept sah vor, das äusserst wertvolle Baudokument der Oberengadiner Baukultur in seiner Nutzung und Baustruktur intakt zu lassen. Das will heissen: Die bestehenden Geschossflächen werden nicht in mehrere Wohnungen aufgeteilt und es sind auch keine Erweiterungen der Wohnfläche etwa im Stall oder in der Scheune vorgesehen. Die historisch wertvollen Räume werden in ihrer Nutzung und Ausstattung belassen, bzw. restauriert und ergänzt. So soll die Raumfolge, Stube – alte Küche – Spensa, vor Eingriffen wie Heizung und moderner Küchenausstattung verschont bleiben. Um doch eine funktionsfähige Küche zu erhalten, soll die zweite (jüngere) Kochstelle im Haus neu gestaltet werden. Diese befindet sich in einer grossen Gangnische im ersten Obergeschoss. Um die heiklen Eingriffe für die Leitungsinstitutionen auf ein Minimum zu beschränken, ist das Badezimmer (das Haus besass zuvor keine solche Bequemlichkeit) in der gleichen Raumnische ein Stockwerk höher vorgesehen. So kann man alle Vertikalinstallationen zusammen an einem einzigen Ort – und zwar heustallseits – führen und die wertvollen Gewölbe im Wohnhaus müssen nicht durchbohrt werden.

Energiekonzept

Ausser den beiden oberen Gangräumen sollen keine zusätzlichen Räume bewohnbar

¹ Dieses Projekt entstand ausserhalb der reduzierten Tätigkeit des Verfassers bei der kantonalen Denkmalpflege.

**Zu Restaurierung und Umbau
der Chesa Perini in La Punt**

Abb. 9: Strassenfassade.



Abb. 10: Lage des Objektes
im Dorfgefüge.

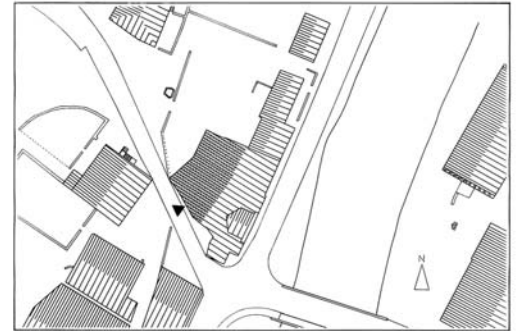


Abb. 11: Grundrisse

1. Obergeschoss (links).
2. Obergeschoss (rechts).

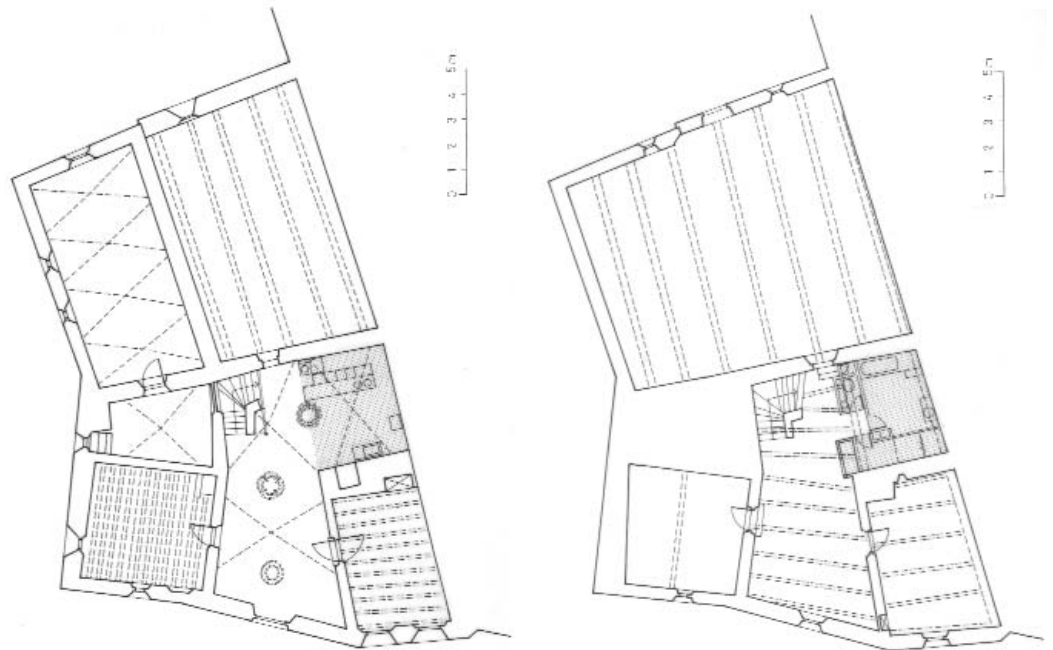


Abb. 12: Der restaurierte
Sulèr. Der alte Boden blieb
erhalten.



Abb. 13: Sitznische im Gang
mit restauriertem Fenster.



Abb. 14: Sulèr, Aufgang zu
den Wohnräumen.



**Zu Restaurierung und Umbau
der Chesa Perini in La Punt**

Abb. 15: Die restaurierte
Arvenstube.

Abb. 16: Die alte Küche. Nur
geflickt, keine Installationen.

Abb. 17: Die restaurierte
Schlafkammer im 2. Ober-
geschoss.

Abb. 18: Neue Treppe zum
Unterstell wo der Technik-
raum (Heizung, Tank, Elek-
trik) untergebracht wurde.
Die Kraft und die Massivität
der bestehenden Konstruk-
tionen werden durch die
bewusste Leichtigkeit der
Treppe hervorgehoben.

Abb. 19+20: Die neu gestal-
tete Küche im 1. Oberge-
schoss mit dem neuen
Schiebetürabschluss zum
Treppenhaus. Die freie Auf-
stellung der Küchenelemen-
te in der ursprünglichen
Gangnische unterstreicht die
Grosszügigkeit des Grund-
risses. Drei Materialien
kamen zum Einsatz: Grauer
Terrazzo, Buchenholz und
geschliffener Chromstahl.



**Zu Restaurierung und Umbau
der Chesa Perini in La Punt**

Abb. 21+22: Der erste Blick in die Küche nach Passieren der Schiebetüre. Da Bad und WC ein Stockwerk höher liegen, wurde hier eine Handwaschgelegenheit eingeplant. Als Konsole an die Wand gestellt am Ort einer früheren Feuerstelle der neue Kochherd. Der Backofen wurde in das alte Feuerloch eingeschoben.



Abb. 23+24: Im 2. Obergeschoss (oberhalb der neuen Küche) wurde der Raumkomplex Bad, WC, Dusche, Hauswirtschaft, schrankartig in die Gangnische hineingestellt. Der alte Gangboden war zerstört. Der neue wurde aus Tannen- und Lärchenriemen abwechselungsweise schiffsdeckartig erstellt. Die alte Holzdecke wurde geflickt und mit Kalkfarbe lasierend getönt. Links im Bild jeweils die alte Treppe zum Estrich mit neuem Abschluss.



gemacht und geheizt werden. Der grosse Estrich bleibt als solcher erhalten, so dass die thermische Isolation horizontal auf dem Estrichboden erfolgen kann. Die Trennwand zum Heustall wird stallseits isoliert, um Eingriffe in die Substanz des Hauses zu vermeiden. Die Isolation der Aussenwände der oberen Schlafkammern sowie der Gangräume erfolgt raumseitig mit Dämmputz. Die Fenster der beheizten Räume werden restauriert und wo nötig aufgedoppelt.

Das Heizungskonzept stellt ein kleines Experiment dar. Der sehr grosse Gang im

ersten Obergeschoss – wo auch die neue Küche untergebracht wurde – besass einen alten, restlos zerstörten Mörtelboden. Es wurde beschlossen, diesen durch einen in Farbe und Struktur verwandten Terrazzoboden mit Bodenheizung zu ersetzen. Dieser exakt im Mittelpunkt des Hauses eingebrachte, ungefähr 50m² messende «liegende Ofen» beheizt im Normalfall praktisch das ganze Gebäude ausser der Durchfahrt. Die Durchfahrt selbst wird im Winter durch ein unter der Treppe angebrachtes Elektrogebläse temperiert.

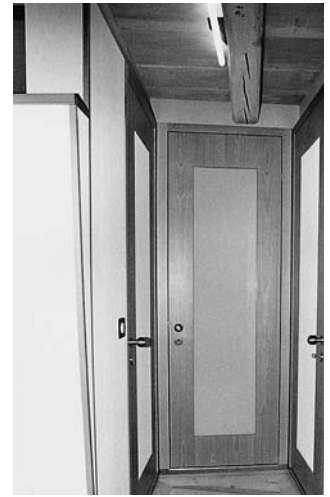


Abb. 25-27: Details aus dem Badezimmer. Da Fenster fehlten, wurde über Badewanne und Dusche jeweils eine neue Lukarne erstellt – der einzige Eingriff in die Gebäudehülle.

Abb. 28: Blick Richtung Badezimmer, links das WC, rechts der kleine Raum für die Waschmaschine.

Statische Konsolidierung

Durch die dreizehn Gewölbe im Hause bedingt, befand sich das Haus statisch in einem bedenklichen Zustand. Der Druck der Gewölbe auf die Auflagewände drohte die Mauern auseinanderzuschieben. An vielen Stellen zeigten sich grosse Risse. Auf der Basis eines Projektes des Bauingenieurs Jürg Buchli, Haldenstein, wurden in beiden Richtungen von Aussenwand zu Aussenwand Zuganker eingezogen. Die aus Chromstahl fabrizierten Anker wurden jeweils im Bodenbereich eingebaut, um die schönen gewölbten Räume in ihrer Wirkung nicht zu beeinträchtigen.

Soviel zum Gesamtkonzept. Auskünfte über Materialien und Ausführungsdetails geben die Bilder und ihre Begleittexte.

Die Lösung einer Bauaufgabe wird in der Vorstellung mit Hilfe von Modellen und Zeichnungen geboren und ausgereift. Für die Umsetzung jedoch braucht es die Handwerker, welche die Ideen und Vorstel-

lungen nach den Plänen in Material umsetzen. Mit Freude können wir feststellen, dass alle am Bau Beteiligten hervorragende Arbeit geleistet haben. Besonders hervorzuheben ist – wegen der Bereitschaft neue Lösungen zu versuchen – die Leistung der Lehrwerkstatt der Schreiner in Samedan, die sämtliche Schreinerarbeiten ausgeführt hat.

Der Bauherrschaft gebührt die Bestnote. Aus ihrem Interesse am Bauprozess, gepaart mit grossem Einfühlungsvermögen, entstand eine schöne Zusammenarbeit, für die wir uns bei der Familie Perini herzlich bedanken wollen.

Malans, Haus Grass Nr. 68

Peter Mattli

Das Haus Grass steht im Zentrum von Malans zwischen dem Gasthaus Krone und den drei Plantahäusern, unmittelbar am Dorfplatz.

Der Name «Haus Grass» stammt von einer Eigentümerfamilie, dessen letzter Vertreter, «Major Grass», 1936 verstarb. Um 1940 erwarb der Grossverteiler Coop die Liegenschaft. Bis ca. 1985 bewohnte die Sattlersfamilie Leonhard Stocker von Fläsch das Haus als Mieter.

Während dieser Zeit plante Coop ein Neubauprojekt mit Tiefgarage, das jedoch am Widerstand der Bevölkerung scheiterte. Die Gemeindeversammlung beschloss – allerdings nur mit einer hauchdünnen Mehrheit – die Liegenschaft zu erwerben. Bedauerlicherweise liess man den angebauten Stall sofort abbrechen, vermutlich um die Kronengasse zu verbreitern (1978).

1990 wurde eine sorgfältige Bauaufnahme des Hauses von einer Architekturklasse der Ingenieurschule HTL, Chur, erstellt. 1991 konnte die Familie A. Kreis, Malans,

Abb. 29: Malans, Haus Grass von Südwesten. Links der neue Terrassenanbau.



die Liegenschaft in Baurecht übernehmen und im Januar 1992 erfolgte die Auftragserteilung an die Architekten Held, Malans. Zur Aufklärung der Baugeschichte haben Yvonne Held, Architektin, Augustin Carigiet, Bauforscher der Denkmalpflege, und Werner Bonstingl, Restaurator, massgeblich beigetragen.

Typologisch gehört das Haus zu den Bauten mit einem Vorratsgeschoss über den Kellern; insgesamt weist es also fünf Geschosse auf. Im Untergeschoss befinden sich die Reste eines spätmittelalterlichen Vorgängerbaus, ein mit Tonnengewölbe überdeckter Keller mit Korridor. Aus späterer Zeit stammen ein weiterer Kellerraum sowie eine Treppenanlage und ein offener Vorbau, der wahrscheinlich als Abstellplatz für Transitgüter diente (Malanser Wochenmarkt).

Im Vorratsgeschoss stammen ein Raum und ein Vorraum aus der ersten Bauphase. Interessant ist der noch gut erhaltene Hocheingang mit Türangeln, Sperrbalkenkanal und Aussentreppe. Zwei weitere Gewölberäume entstanden in der zweiten Bauphase von ca. 1690.

Das Haus wurde wohl beim Dorfbrand von 1684 stark beschädigt. Bis auf wenige Restbestände stammt das Wohngeschoss im ersten Obergeschoss aus der zweiten Bauphase. Es zeigt eine Stube mit barockem Täfer und Buffet von 1690, sowie einen mindestens schon einmal versetzten Kachelofen, datiert 1808. Die gefangene Nebestube und ein weiteres Zimmer sind ebenfalls getäfert. Dies war jedoch nicht immer der Fall, was ein unter dem Täfer zum Vorschein gekommenes Soldatenbildnis mit französischer Uniform aus dem ausgehenden 18. Jahrhunderts beweist. Obwohl das Gebäude wahrscheinlich immer schon zwei

Kamine besass, befand sich eigenartigerweise die Küche mit Burgunderherd im Mittelkorridor.

Im zweiten Obergeschoss lagen fünf Schlafkammern. Das Dachgeschoss war nie ausgebaut. Die gemauerten Giebeldreiecke stammen aus der dritten Bauetappe und rechnen mit einem Schindeldach. Der heutige Dachstuhl und das Herzfalzziegeldach stammen wohl aus einer Umbauphase am Ende des 19. Jahrhunderts (Hartdachobligatorium der Brandversicherung). Die letzten Veränderungen wurden 1922 getätigt.

Die Untersuchung der Fassaden hat vier unterschiedliche Fassungen nachgewiesen: Die erste Fassung war polychrom und konnte dem späten 17. Jahrhundert zugeordnet werden. Die zweite Fassung zeigte eine Grisaillemalerei aus dem 18. Jahrhundert. Aufgrund der Stilmerkmale könnte sie von der gleichen Malerwerkstatt wie die Fassadenmalerei am unteren Plantahaus ausgeführt worden sein. Aus dieser Phase stammen auch die Fenstervergrößerungen. Die dritte Fassung war eine auf einer Überkalkung aufgebrachte Kopie der zweiten Fassung. Sie kann der Zeit des Historismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts zugeordnet werden. 1922 erfolgte eine Rekonstruktion der dritten Fassung.

Das Projekt der Architekten Yvonne und Fortunat Held, Malans, sah eine Unterteilung des «Einfamilienhauses» in zwei 5-Zimmerwohnungen vor: Eine untere im EG und 1. OG und eine obere Wohnung im 2. OG und DG:

Zur Schonung der bestehenden Bausubstanz wurden die neuen Programmteile auf zwei neue Anbauten verteilt: in der Westfassade ein dreigeschossiger Anbau mit Schopf und zwei Terrassen und in der Nordfassade der separate Eingang und die



Abb. 30: Malans, Haus Grass. Kachelofen in der Stube; nach der Restaurierung.



Abb. 31: Malans, Haus Grass. Barockes Stubenbuffet.

Treppenanlage zur oberen Wohnung sowie die Haustechnik und zwei Nasszellen.

Die Ausführung erwies sich als sehr schwierig, da wichtige Bauteile in schlechtem Zustand waren und aufwendige statische Sicherungen, begleitet durch Ingenieur Jürg Buchli, Haldenstein, erforderten. Durch das Auseinanderstreben der beiden Trauffassaden entstanden an der Giebelfassade bedrohliche Risse. Der Verputz von 1922 verband sich wenig mit dem Untergrund und wirkte zudem als Dampfsperre. Extreme Fäulnis hatte die meisten Balkenköpfe und Fensterstöcke zerstört.

Dank der sorgfältigen Projektierung und Ausführung und der konstruktiven Zusammenarbeit zwischen Bauherrschaft, Architekten, Spezialisten und Unternehmern konnte ein für die Kulturgeschichte und für das Ortsbild von Malans wichtiges Bau-
denkmal gerettet werden.

Tinizong, ein Neubau von 1876 auf Grundmauern des 14. Jh.

Augustin Carigiet



Abb. 32: Das stattliche Haus Nr. 87 im Zentrum von Tinizong wurde 1876 auf Grundmauern aus dem 14. Jh. neu gebaut.

Im Zentrum der Gemeinde Tinizong soll gegenüber der Pfarrkirche ein neues Gemeindehaus entstehen. Um Vorschläge für diesen Neubau zu erhalten, lud der Gemeindevorstand elf Architekturbüros zu einem Projektwettbewerb ein. Das Preisgericht empfahl der Gemeinde, die Verfasser

zweier Entwürfe mit der Weiterbearbeitung zu beauftragen.

Beide Entwürfe gehen davon aus, dass das bestehende Haus Nr. 87 (ehem. Restaurant zur Krone) abgebrochen werden soll. Der äusseren Gestalt nach stammt das stattliche Haus aus dem Jahr 1876 (Abb. 32). Eine Bauuntersuchung im Erdgeschoss ergab aber, dass beim Neubau von 1876 wesentliche Teile eines Vorgängerbaus übernommen wurden. Das Erdgeschoss besteht aus zwei Räumen, welche durch einen Mittelgang getrennt sind. Bereits die Türe zum südöstlichen Raum mit Gewänden und Sturz aus mächtigen, wenig bearbeiteten Steinplatten lässt ein ansehnliches Alter erahnen (Abb. 33). Der Mittelgang wies einst ein Tonnengewölbe auf, dessen Ansätze noch ablesbar sind. Das Tonnengewölbe wurde beim Neubau von 1876 abgebrochen.

In der Nordwestwand des heutigen Mittelganges findet sich ein Scharfenfenster. Dieses belegt, dass der heutige Mittelgang

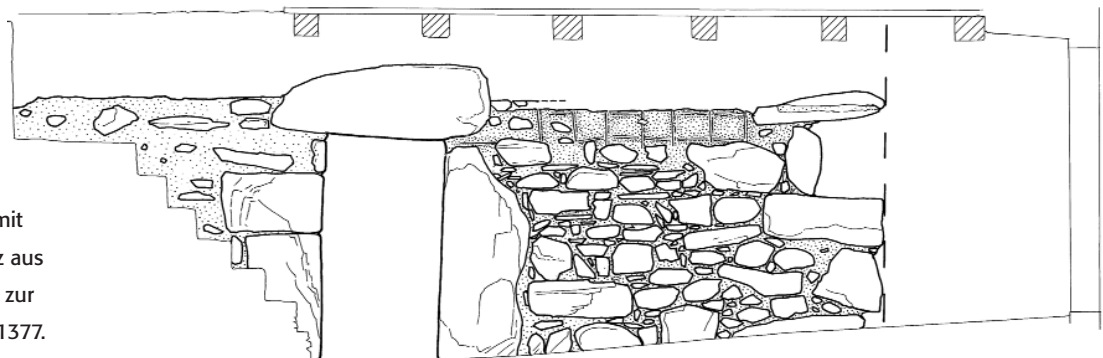
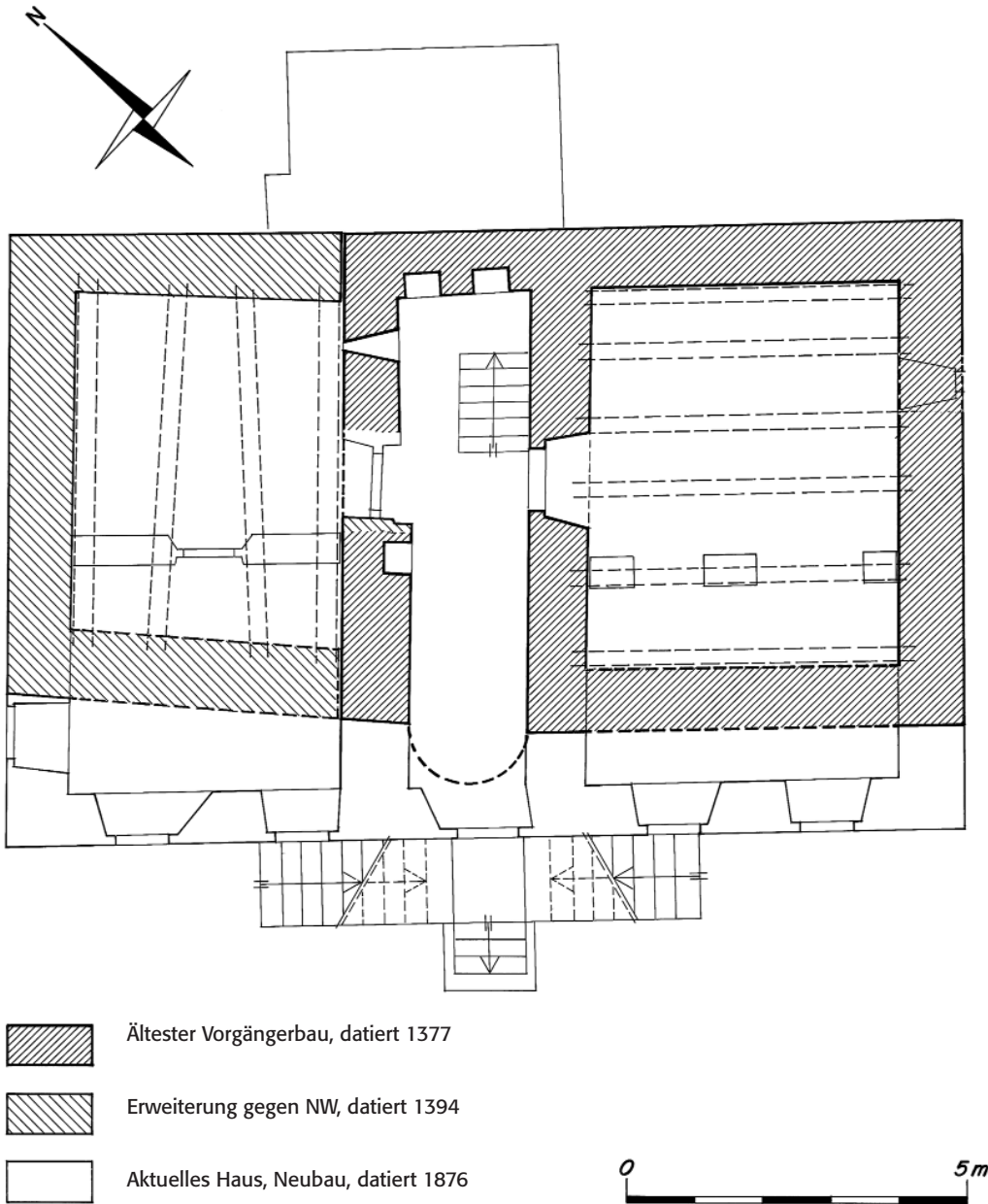


Abb. 33: Wandansicht mit Türgewänden und Sturz aus mächtigen Steinplatten zur ältesten Phase, datiert 1377.

0 1 2m

Tinzong, ein Neubau von 1876
auf Grundmauern des 14. Jh.

Abb. 34: Grundriss Erdgeschoss mit den älteren Bau-
phasen des 14. Jh.



einst gegen Nordwesten freistand. Der ursprüngliche Hausgrundriss bestand lediglich aus einem Raum mit seitlichem Gang. Erst in einer zweiten Bauphase wurde der nordwestliche Raum angefügt (Abb. 34).

An den Innenwänden der beiden älteren Hausphasen ist noch der ursprüngliche Verputz erhalten geblieben. Dabei handelt es sich um einen «pietra-rasa»-Verputz mit Fugenstrich, wohl die älteste Verputzart in unserer Region, die bereits in römischer Zeit stark verbreitet war und später wieder im Burgenbau des 13. und 14. Jh. angewendet wurde (Abb. 36).

Lediglich die Mauerwerksfugen wurden mit dem Verputzmörtel ausgestrichen, die Konturen der Steine blieben dabei sichtbar. In den noch feuchten Mörtel wurde mit dem Fugenstrich eine Quaderimitation eingeritzt (Abb. 35).

Der «pietra-rasa»-Verputz mit Fugenstrich am Haus Nr. 87 rechnet mit den Balkenlagen über den beiden Erdgeschossräumen. Dies bedeutet, dass diese Balkenlagen ebenfalls noch dem Vorgängerbau angehören. Die dendrochronologische Untersuchung der Hölzer durch den Archäologischen Dienst ergab, dass die Lärchen für die Balkenlage über dem südöstlichen Raum im Herbst/Winter 1376/77 gefällt wurden. Die Lärchen für die zweite erhaltene Balkenlage wurden im Herbst/Winter 1393/94 gefällt.

Der älteste Vorgängerbau, bestehend aus einem Erdgeschossraum mit seitlich angelegtem Gang, dürfte somit im Jahr 1377 errichtet worden sein. Knapp eine Generation später, im Jahr 1394 erfährt das bestehende Haus eine erste Erweiterung gegen Nordwesten.

Abb. 35: Wandansicht mit
erhaltenem Fugenstrichver-
putz, datiert 1377.

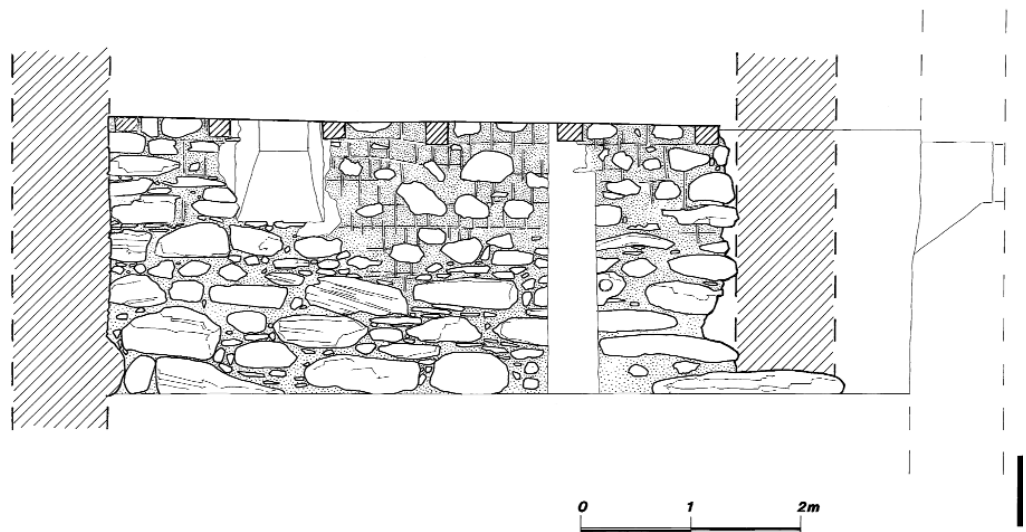


Abb. 36: Der «pietra-rasa»-
Verputz mit Fugenstrich
zeichnet eine Quaderimi-
tation auf die Innenwände.



Dieser in zwei Phasen entstandene Vorgängerbau aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts entstand in einer Zeit, in welcher Tinizong im Zusammenhang mit dem Transitverkehr ein wichtiger Umschlagplatz war. Vor dem Ausbau des Septimerweges 1387 durch Jakob von Castelmur war die Strecke mit Wagen lediglich bis Tinizong befahrbar. Hier mussten die Güter umgeladen und durch Säumer weiter transportiert werden.

Der Vorgängerbau dürfte bis zum Neubau von 1876 bestanden haben. Vom Nachfolger von 1876 wurden die bestehenden Erdgeschossräume übernommen. Lediglich die strassenseitige Südwestwand wurde damals abgebrochen und um 1,50 m zur Strasse hin versetzt, neu aufgebaut. Die Jahrringdatierung der Bauhölzer zum Neubau ergab, dass diese Fichten im Herbst/Winter 1873/74 gefällt wurden.

Dass dieses stattliche Haus von 1876 im Zentrum von Tinizong einem Neubau weichen soll, ist bedauerlich. Noch schwerer wiegt jedoch, dass mit dem geplanten Abbruch über 600jährige Zeugen bäuerlicher Baukultur verloren gehen. Sollte nicht eine Projektvariante mit Einbezug dieser wertvollen Bausubstanz in Erwägung gezogen werden?

Die Bauten der Getreidewirtschaft in Graubünden

In den allermeisten Talschaften Graubündens waren die baulichen Vorrichtungen für Drusch, Trocknung und Lagerung von Getreide in den Stallscheunen integriert. Ausnahmen fanden sich in der Surselva und im Schanfigg. Im Bündner Oberland gab es die sogenannten Kornhisten oder -harpfen. Dies waren besondere Gestelle, auf denen das Getreide getrocknet wurde. Die Feldbargen im Schanfigg waren Bauten, die nur der Drusch und der Strohlagerung dienten. In manchen Bündner Tälern gab es Speicherbauten. In ihnen wurden jedoch nie nur Kornvorräte sondern immer auch andere Dinge aufbewahrt. Sie wurden teilweise sogar als Schlafstätten benutzt.

Die Ernte und das Einbringen des Korns war eine Arbeit, an der sich die ganze Bauernfamilie beteiligte. Während im Vorderreintal vorwiegend die Frauen das Getreide mit der Sichel schnitten, waren es im Engadin die Männer, die das Korn mit der Sense mähten. Nach der Mahd musste das Getreide bis zur Drusch trocknen und ausreifen. Dazu wurde es zu Garben gebunden. Das Trocknen erfolgte zuerst auf dem freien Feld, später in der Scheune und in einzelnen Gebieten auf den Kornhisten.

Für ganz Graubünden typisch sind Heuräume über dem Stall, die auch für die Kornwirtschaft eingerichtet waren. Dort wurde das Korn im Dreschgang, der meist in der Raummitte liegt, gedroschen. Das dabei anfallende Stroh wurde in einem links oder rechts davon liegenden Abteil gelagert.

Um die Spreu vom Korn zu trennen, das heisst das Getreide zu reinigen, wurde das unreine Korn geworfelt, gesiebt oder gewannt. Das saubere Korn lagerte bis zum Gebrauch in Truhen, die im Haus selbst, an einzelnen Orten auch in einem dem Wohnhaus benachbarten Speicher standen.

Die Kornhisten

Die Kornhiste, auch Korngalgen, Feldharpfe oder im Romanischen «Chischner» genannt, war ein Gestell zum Trocknen der Garben. Am Tag der Ernte oder in der folgenden Nacht mussten die Getreidegarben auf die Histen gebunden werden. Dabei wurden sie mit den Ährenspitzen nach innen auf den Latten befestigt, um sie vor Vögeln zu schützen. Das Korn sollte nicht nachreifen, wie oft behauptet wird, sondern austrocknen und hart werden, was die Histen durch gute Belüftung und Sonnenbestrahlung gewährleisteten. Ende Oktober, zuweilen auch erst Anfang Winter wurden die Garben eingeholt. Nun konnte das Korn gedroschen werden.

Die Kornhisten errichtete man ganz aus Holz. Üblicherweise bestand ein solches Gestell aus zwei bis fünf Pfosten, den sogenannten Histbäumen, die bis zu 10 m hoch sein konnten. Besass die Konstruktion zwei Bäume, wurde von einer halben oder eintorigen Histe gesprochen. Für eine ganze oder auch zweitorige Histe waren drei Bäume für eine doppelte oder dreitorige vier Hist-

Abb. 37: Tavetsch-Camiscolas. Freistehende, dreitorige Kornhiste.



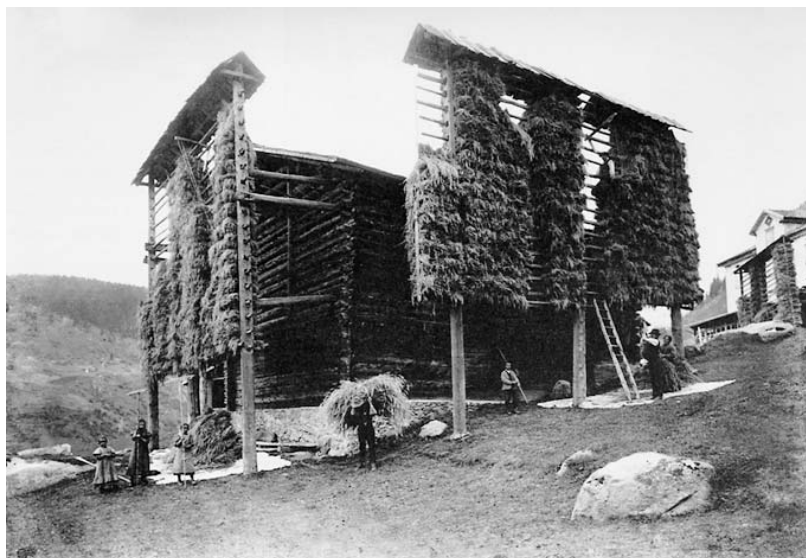
bäume notwendig. Typisch für das Bündner Oberland war, dass sie nicht in den Boden eingelassen, sondern senkrecht auf Steinplatten gestellt wurden. Sie wurden einzig von mindestens zwei Stützstreben aufrecht gehalten und stabilisiert. Diese wurden in den obersten Latten eingehackt und mussten gut im Boden verankert werden. Die Bäume wurden durch 8 bis 22 waagrechte Latten miteinander verbunden.

Die freistehende Kornhiste

Freistehende Hirsten kamen nur in der Survelva vor. Man traf sie in den Gemeinden Tujetsch, Medel, Disentis/Mustér, Obersaxen, Sumvitg, Surcuolm, Flond und Tenna. In der Regel standen diese Kornhisten auf dem freien Feld oder in der Nähe einer Stallscheune. Sie hatten immer die Grösse einer ganzen Histe, das heisst sie bestanden aus drei Histbäumen. Oft teilten sich mehrere Bauern eine solche und kamen anteilmässig für deren Unterhalt auf.

Als Standort wurden sonnige, nicht allzu stark dem Wind ausgesetzte Wiesen gewählt, die in der Ebene oder an schwach geneigten Hängen lagen. Um optimal von der Sonnenstrahlung zu profitieren, wurden die Histen immer nach Süden orientiert. Damit sie in beladenem Zustand dem Wind wenig Angriffsfläche bieten konnten, wurden sie so aufgestellt, dass die Latten parallel zum Hang verliefen. Meistens wurden sie mit einem Bretterdach ausgerüstet. Dieses diente dazu, die obersten Garben und Latten sowie die Enden der Streben und die Histbäume zu schützen.

Die Lebensdauer eines solchen Garbengestelles betrug gewöhnlich etwa 20 Jahre. Alte Histen wurden wieder abgebaut damit weidende Tiere oder Menschen nicht zu Schaden kommen konnten. Zusammenge-



setzt wurde die Konstruktion am Boden, wobei erfahrene Zimmerleute das Behauen der Histbäume übernahmen. Zum Aufrichten brauchte es mindestens vier Mann pro Histbaum – für eine ganze Histe also zwölf Mann. Diese stemmten das Getreidegerüst in die Höhe und verankerten anschliessend die Streben im Boden. Eine gefährliche Arbeit, bei der es grösster Sorgfalt bedurfte.

Am Gebäude angelehnte Kornhisten

Diese Histenart war eng mit der freistehenden verwandt, jedoch etwas robuster. Sie wurde, da sie vor allem auf dem Gemeindegebiet von Medel vorkam, auch Medelser Histe genannt. Es wird vermutet, dass sie sich während des 19. Jahrhunderts aus einer Annäherung von Histe und Scheune entwickelte. Dabei kam das Trockengestell ein bis zwei Meter vor die Trauf- bzw. Giebelseite einer Stallscheune zu stehen. Bei dieser Konstruktion wurden die Histen mit starken horizontalen Balken an der Scheune befestigt.

Abb. 38: An Stallscheune angelehnte Kornhisten im Val Medel (hist. Aufnahme von Karl Hager)



Abb. 39: Disentis/Mustér-
Compadials: Stallscheune
mit «talina».

In einem weiteren Schritt wurde das Garbengerüst so nahe am Stall aufgebaut, dass es unter das Vordach zu stehen kam. Es wurde dabei je nach Fassade mit den Pfetten (oder Firstbäumen) oder mit den Rafen des Daches verbunden.

Talina

«Talina» bezeichnet im Romanischen ein Garbengerüst, das nicht am Boden stand, sondern konstruktiver Bestandteil der Stallscheune ist. Es wurde auf der Sonnenseite des Stalles auf die horizontal auskragenden Balken der Stalldecke gestellt. Darauf liegen zwischen Stallwand und Garbengerüst Bretter, so dass eine Art Laube entstand. Von dort aus konnte die Talina, die man von der Scheune her betritt, beladen werden.

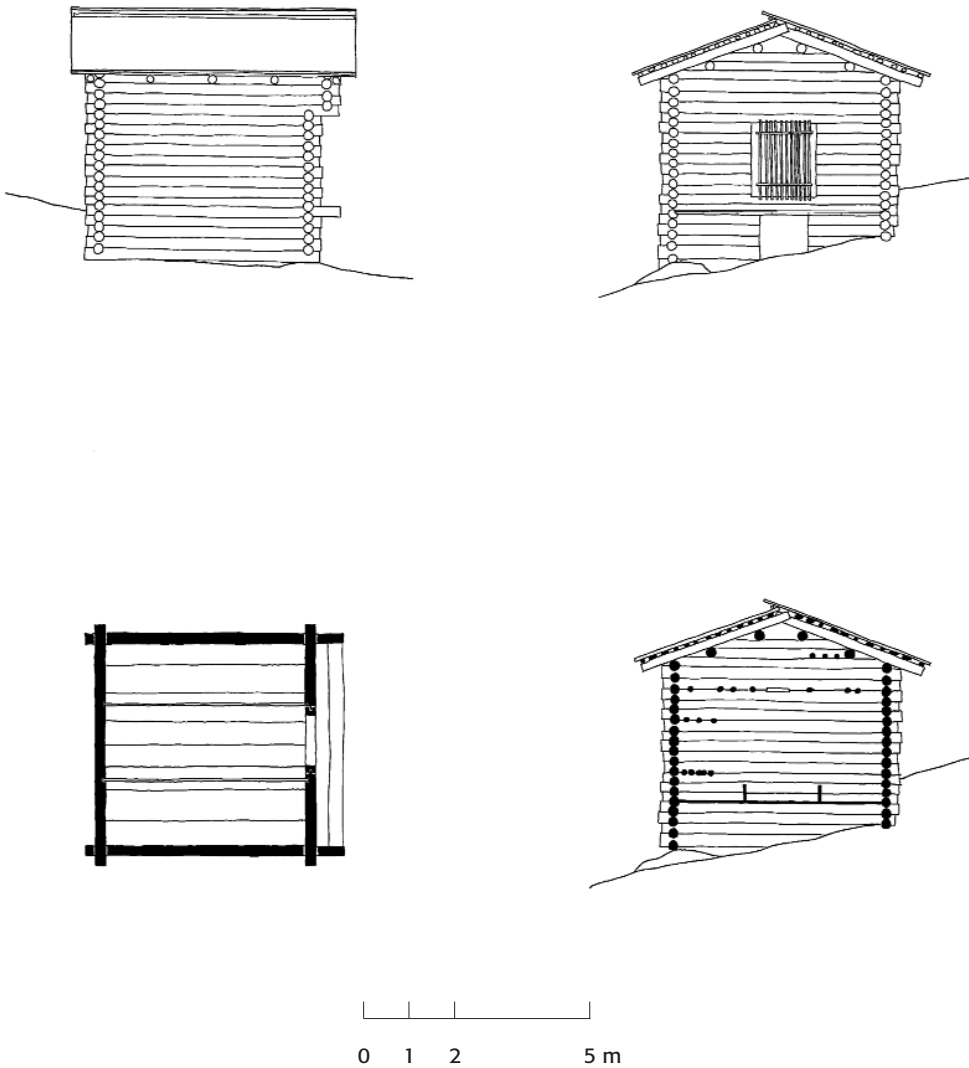
Dreschscheune

Die Dreschscheune wird auch Korngaden oder Feldbarge genannt. Mehrere solcher Getreidebauten sind noch im Schanfigg, einzelne in der Landschaft Davos erhalten.

Flurnamen weisen darauf hin, dass sie auch in Vals und im Prättigau verbreitet waren. Zu finden waren diese monofunktionalen Lager- und Arbeitsbauten in Gebieten, in denen der Boden dauernd beackert wurde. Sie standen immer auf der Ackerflur. Eine Tenne mit darüberliegenden losen Latten sowie Getreide- bzw. Strohräume bildeten die Hauptbestandteile dieser Getreidebauten. Garben, die noch feucht waren, wurden auf den losen Latten nachgetrocknet. Die Garben- bzw. Strohräume dienten einerseits dazu, die Garben bis zur Dreschzeit zu lagern, andererseits wurde darin das bei der Drusch anfallende Stroh aufbewahrt.

Die Dreschscheunen sind offen konstruierte Rundholzbauten in der Art der traditionellen Scheunenkonstruktion. Es fehlt aber der darunterliegende Viehstall. Der Unterbau diente einzig als Traggerüst für die eigentliche Barge. Er bestand manchmal aus Steinen, die aus den Äckern zusammengetragen wurden, meistens jedoch aus Rundholzstrick. Um Feldgeräte unterzubringen, konnte er nachträglich mit einer Öffnung versehen werden. Er wurde so weit hochgezogen, bis die in Fallrichtung des Hanges liegenden Hölzer aus dem Boden ragten. Auf dieser Höhe wurde mit dem Oberbau, das heisst mit der eigentlichen Barge begonnen. Der Boden der Getreide- und Strohkasten bestand aus Rundholz und verlief meist parallel zum Hang. Etwa 1-1.5 m höher befand sich der Tennboden, der aus etwa 8 cm dicken Bohlen bestand. Damit keine Getreidekörner versickern konnten, wurden dessen Fugen verkeilt und mit Moos gefüllt. Die Tennwand war ungefähr 80 cm hoch und hiess Falz. Um eine Fuge zwischen Boden und Falz zu vermeiden, wurden die äussersten Tennbohlen winkelförmig ausgehauen.

Abb. 40: Davos Clavadel.
Einfache Dreschscheune.



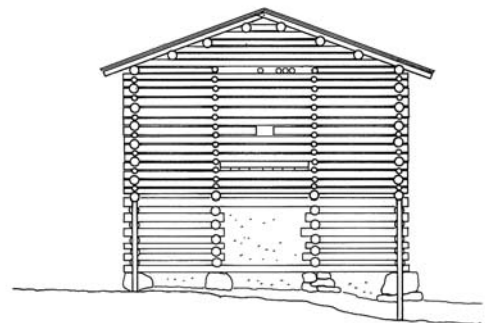
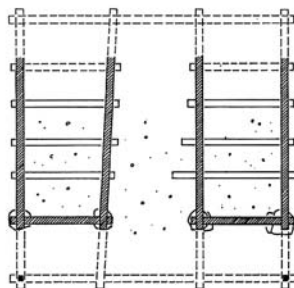
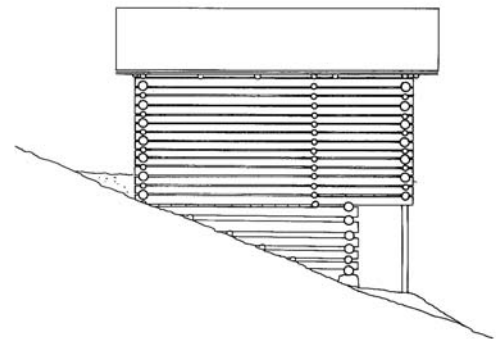
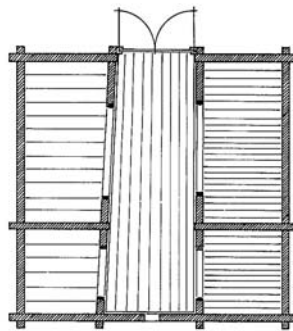
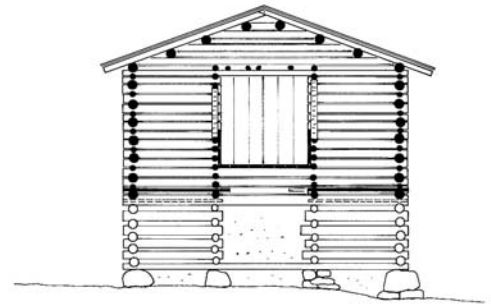
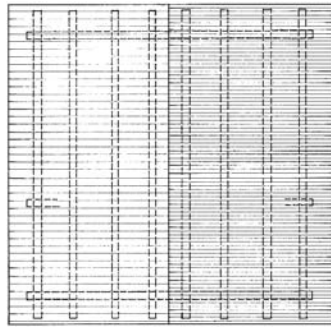
Die grosse Feldbarge

Die grosse Feldbarge kam in verschiedenen Varianten im Schanfigg vor. Ihre Ausmasse waren denen eines Stalles mit Scheune ähnlich. Bei diesen Bauten wurde der Tennboden etwa 3-4 Holzringe oberhalb des Kastenbodens für Stroh und Heu verlegt. Je nach dem ob eine oder zwei Querwände aufgezimmert wurden, erhielt man auf jeder Seite der Tenne zwei oder drei Abteile.

Die Firstrichtung war quer zum Hang angeordnet. Eine breite, behäbige Giebelfront, die meistens gerade hochgezogen wurde, prägte den Baukörper. Ragte der Oberbau über den Unterbau hervor, wurde von einer Barge mit Vorspann gesprochen. Dieser wurde dabei entweder auf einer Konsolenkonstruktion oder auf Tragsäulen abgestützt. Anzutreffen war dieser Gebäudetyp vor allem im steilen Gelände. Lief die hang-

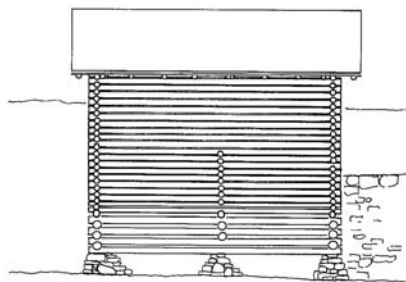
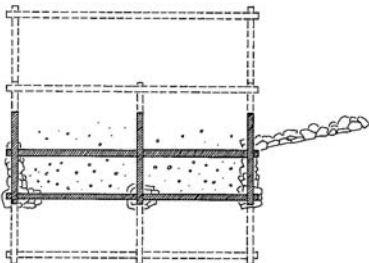
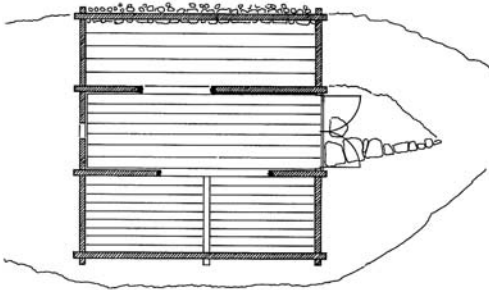
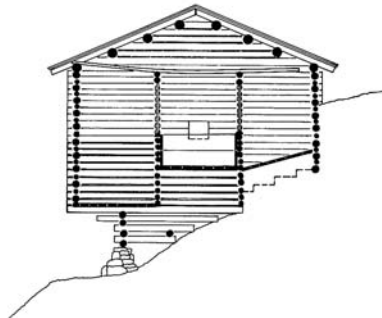
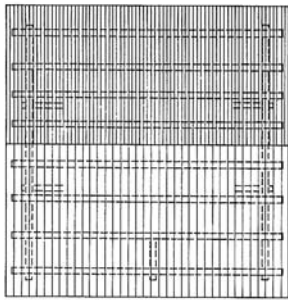
Die Bauten der Getreide-
wirtschaft in Graubünden

Abb. 41: Castiel, Calüenja.
Grosse Feldbarge mit
Vorspann.



0 1 2 5 m

Abb. 42: Calfreisen, Zazäs.
Kleine Feldbarge auf
Konsolen.



0 1 2 5 m

abwärts gerichtete Wand des Unterbaus im Oberbau weiter, entstand im Vorspann, seitlich der Tenne, je ein kleines Abteil, das Talina genannt wurde. In diesem gut durchlüfteten Gebäudeteil wurden die ausgereiften Garben bis zum Dreschen aufbewahrt.

Die kleine Feldbarge

Die kleine Feldbarge besitzt im Unterschied zur grossen Feldbarge viel bescheidenere Ausmasse und einen parallel zum Hang verlaufenden Giebel. Infolgedessen wurde die Barge von der Seite her betreten. Die grösseren Getreidekästen, deren Boden tiefer lag als der Dreschgang, waren von der Tenne aus talwärts angeordnet. Sofern vorhanden, ging der Boden der hangaufwärts liegenden kleineren Getreideabteile nicht tiefer hinunter als der Dreschboden.

Stallscheune mit Dreschtenne

Im Kanton Graubünden am häufigsten anzutreffen war die Stallscheune mit Dreschtenne, wobei die Tenne immer über dem Stall lag.

Obwohl dieser Gebäudetypus sehr verbreitet war, steht darüber in der Literatur wenig geschrieben. Zwei Beispiele aus dem Schanfigg sollen einen ersten Einblick in diese noch zu bearbeitende Thematik geben.

Bezüglich der Grösse und der Situierung im Gelände waren diese Bauten mit grossen Feldbargen vergleichbar. Der dort schlecht nutzbare Unterbau wurde dabei zu einem Stall ausgebaut. Dieser wurde in Strick errichtet und ruht auf Grundmauern aus Stein. Um die Tiere vor Luftzug und Kälte zu schützen, verwendete man behauene Hölzer oder stopfte die Zwischenräume mit Moos. Der Stalleingang befand sich auf der talwärts orientierten Giebelseite. Seitlich

war dem Stall oft ein Raum, der zur Lagerung von Stroh, Heu oder Riet diente, zugeordnet.

Der Tennboden lag zwei bis drei Strickringe oder auch ein ganzes Geschoss über der Stalldecke. Er wurde direkt von der hangseitigen Giebelfassade oder über eine Brücke betreten. Ansonsten unterschieden sich Konstruktion und Gebrauch von Tenne, Stroh- und Heuraum kaum von derjenigen der Feldbarge.

Speicherbauten

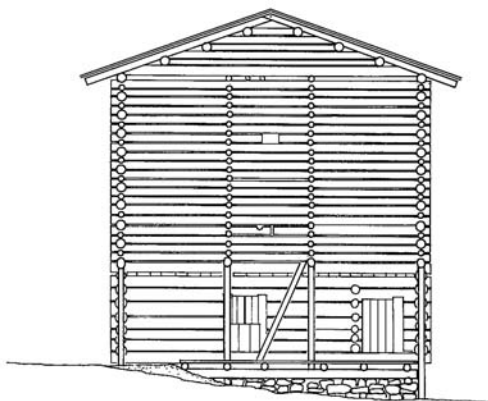
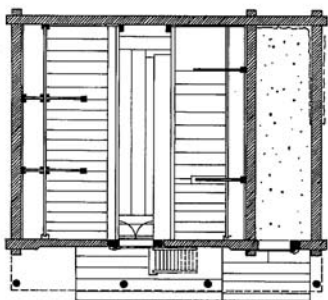
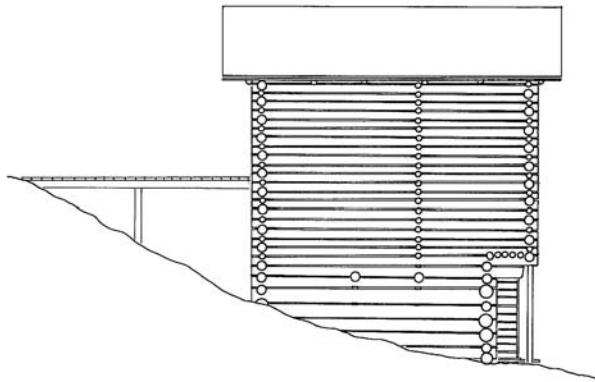
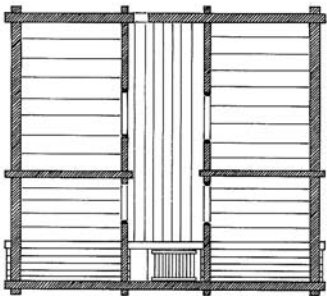
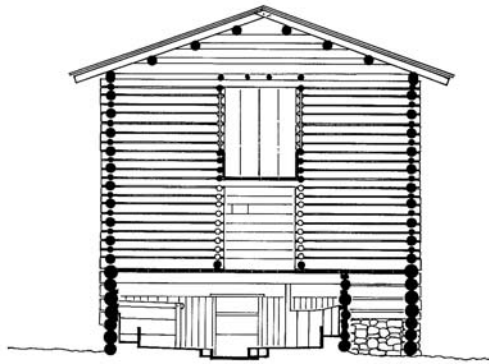
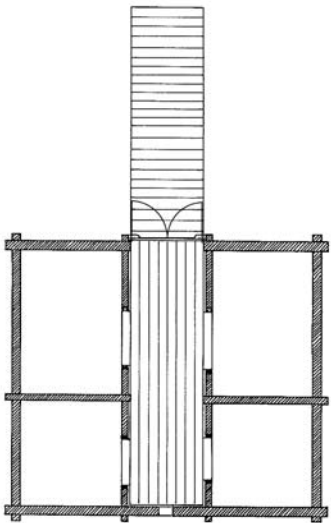
Viele Speicherbauten gab es in der Landschaft Davos, im Val Calanca und im Saftental, seltener anzutreffen waren sie in der Surselva und in ihren Seitentälern. Es handelte sich dabei vorwiegend um kleine Bauten, die ausschliesslich im permanent besiedelten Gebiet standen. Je nach Gegend wurden sie aus Holz, Stein oder beiden Materialien zusammen konstruiert. Allen Bauten gemeinsam war, dass sie nie nur zum Lagern von Vorräten dienten, sondern auch zum Aufbewahren von Kleidern und Geräten, teilweise auch zum Schlafen. Waren die Speicher Teil einer Hofanlage, bildeten sie oft eine Art freistehende Dépendance zum Haupthaus. Da eine umfassende Arbeit zu den Speicherbauten in Bearbeitung ist, beschränkt sich der folgende Beitrag auf das schon untersuchte Gebiet der Landschaft Davos.

Speicherbauten in der Landschaft Davos

Typisch für diese Region waren die im Blockbau erstellten Stützelpeicher. Dabei wurde das eigentliche Vorratsgebäude etwa 60 cm über dem Erdboden auf Pfosten errichtet. Sinn dieser raffinierten Konstruktion war es die Mäuse von den Vorräten fernzuhalten. Zudem wurde so der Lager-

**Die Bauten der Getreide-
wirtschaft in Graubünden**

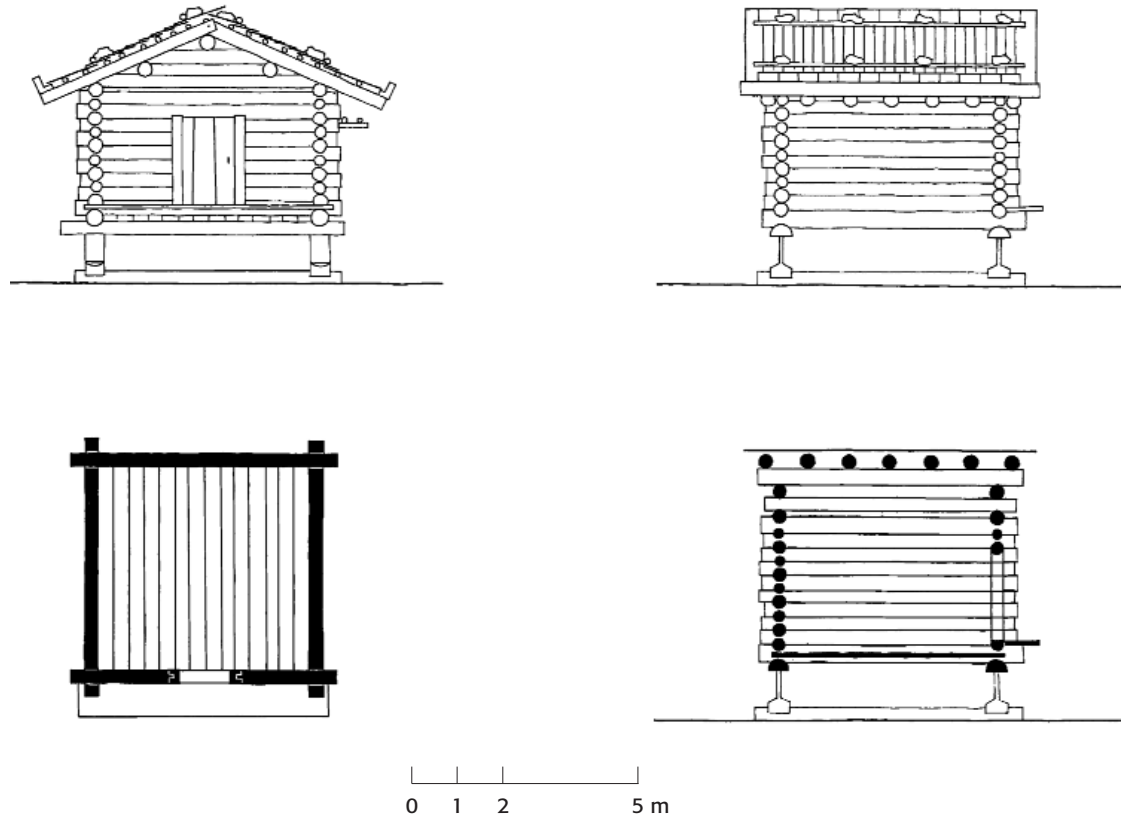
Abb.43: Castiel, Calüenja:
Stallscheune mit Dresch-
tenn.



0 1 2 5 m

**Die Bauten der Getreide-
wirtschaft in Graubünden**

Abb. 44: Davos, Sertig Dörfli:
Speicher ohne gemauertem
Unterbau.



raum optimal unterlüftet. Der Unterbau bestand aus Rundholzstrick, wenn er nur zum Ausgleichen der Hangneigung diente; aus Stein, wenn er zusätzlich als Keller genutzt wurde. Er wurde soweit hochgezogen, dass die quer zum Hang liegenden Hölzer aus dem Boden ragten. Auf dieser nun horizontalen Ebene wurde die Stützelkonstruktion errichtet. Bei den kleinen Gebäuden wurde in jeder Ecke ein Rundholz aufgerichtet. Die grösseren Speicher hatten meist acht bis neun solche Stützel, das heisst an jedem Gebäudeeck, in jeder Seitenmitte und evtl. in der Gebäudemitte einen Pfosten. Diese wurden gegen oben verjüngt, damit das darüberliegende Brett oder halbe Rundholz aus-

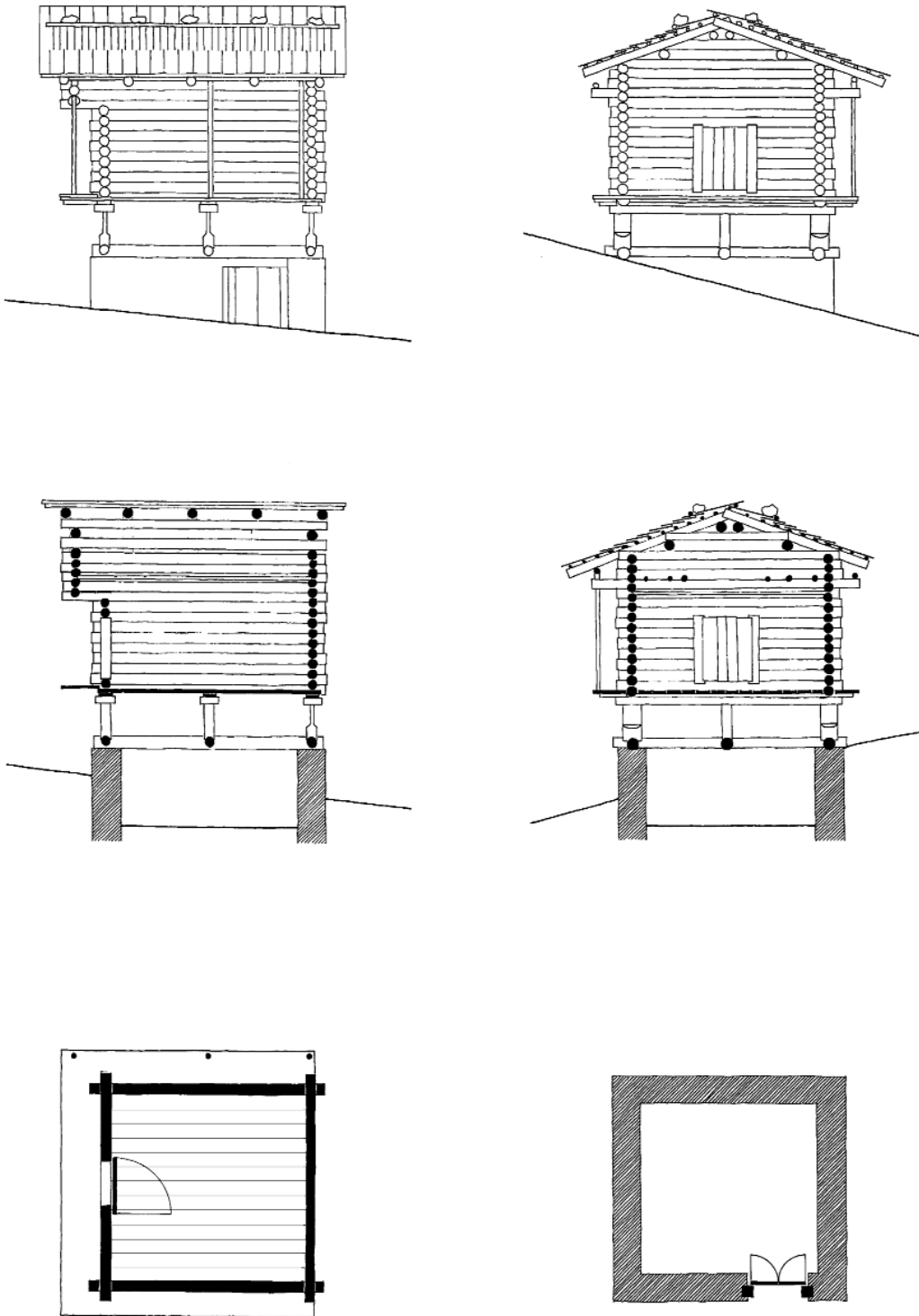
kragen konnte. Die Auskragung musste so breit sein, dass die Mäuse keine Chance hatten, sie rücklings zu überwinden.

Unterbau und Stützelkonstruktion bildeten zusammen das Fundament für den eigentlichen Speicherbau, der zum Teil einen Vorschub hatte. Der Boden bestand aus ca. 5 cm dicken Holzbrettern. Die Wände wurden in Rundholz aufgezimmert, wobei das Giebelfeld einen offenen Strick erhielt, um den Raum gut zu durchlüften.

Als Dachbedeckung diente das sogenannte Spardach. Dabei wurde die innere Dachfläche mit kleinen Schindeln gedeckt. Am Rand, der schneller verwitterte, wurden Brettschindeln verwendet, die bei Be-

Die Bauten der Getreide-
wirtschaft in Graubünden

Abb. 45: Davos, Frauenkirch:
Getreidespeicher mit
gemauertem Unterbau.



0 1 2 5 m

darf einfach und kostensparend ausgetauscht werden konnten. Zum Schutz vor Wind beschwerte man besonders die mittlere Partie mit Latten und Steinen.

Zur Innenausstattung eines Vorratsgebäudes gehörten Stangen, die von Wand zu Wand führten und dazu dienten, alles mögliche aufzuhängen. Eine balkonähnliche Auskragung, aussen auf der Höhe des Speicherbodens angebracht, diente der Erschliessung. Sie erstreckte sich über die ganze Länge der Giebelfassade und wurde über eine Leiter betreten. Manche Bauten hatten eine solche Auskragung auf drei Seiten, die kombiniert mit Lattengerüsten zum Aufbewahren von Feldgeräten und zum Trocknen der Garben gebraucht wurde.

Bauten für Getreideanbau gab es in Graubünden ausschliesslich im permanent bewohnten Gebiet. Erstaunlich ist, wie viele verschiedene Bautypen sich entwickeln konnten. Von jedem Grundtyp gab es wiederum mehrere Varianten. Die Histen beispielsweise lassen sich aufteilen in frei auf dem Feld stehende Kornharpfen, an der Stallwand angelehnte und in der Stallwand integrierte Talinas. Histe und Dreschscheune dienten nur dem Getreideanbau, während der Speicher und die Stallscheune mit Dreschtemme multifunktionelle Bauten waren. Landschaftlich am eindrücklichsten waren die Kornhisten, die wie Vorgänger der modernen Kunstgattung «Land Art» anmuten.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges nahm die Getreidewirtschaft in den Tälern Graubündens rapide ab. Besonders die spezifischen Getreideeinrichtungen sind dadurch dem Verfall preisgegeben. Vor allem von den Histen sind kaum mehr Beispiele erhalten geblieben, denn sie waren sehr

wetteranfällig. Die Dreschscheunen blieben teilweise als Lagergebäude von Geräten erhalten. Jedoch auch sie sind gefährdet, da sie kaum mehr gepflegt und unterhalten werden. Die Stallgebäude mit Dreschtemme werden heute noch genutzt. Die Lagerfläche im Obergeschoss wird allerdings nur noch zum Aufbewahren von Stroh und Heu verwendet, während im Stall wie früher Tiere untergebracht sind. Weiterhin als Lagerraum, jedoch nicht mehr als Schlafstätte dienen die Speicherbauten. Aber auch Stallbauten mit Dreschtemme sowie Speicherbauten werden, wenn überhaupt, meist nur minimal gewartet.

Es wäre wünschenswert dieses kulturelle Erbe zukünftigen Generationen zu erhalten. Voraussetzung dafür sind jedoch der bauliche Unterhalt sowie ein Wertgefühl für diese Bauten bei der betroffenen Öffentlichkeit, den Gemeinden und den Eigentümern. Ergänzend dazu kann den Bauten gesetzlicher Schutz gewährt werden. Über die Raumplanung können Kulturlandschaften zusammen mit Objekten ausgeschieden und geschützt werden. Über den Objektschutz kann durch die Denkmalpflege einzelnen Gebäuden Schutz gewährt werden.

Insgesamt bilden die Bauten der Getreidewirtschaft in Graubünden ein wichtiges kulturelles Erbe, denn Getreide war auch nach der Einführung der Kartoffel noch vielerorts ein Hauptnahrungsmittel. Die heute noch erhaltenen Beispiele der beschriebenen Bautypen sind gemeinsam mit den noch vielerorts erkennbaren Ackerbauerrassen, den Mühlen und Backhäuschen Träger der Geschichte einer vergangenen Kultur der Selbstversorgung und tragen zum Verständnis der Kulturlandschaft bei, indem sie über deren Bewirtschaftung berichten.

Bäckerei, Wäscherei, Schlachthof und Tierfutteraufbereitungsanlage unter einem Dach – unsere Back- und Waschwäuser

Peter Mattli

Zu den vielen Kleinbauten, die mitprägend sind für das Gesicht unserer Ortsbilder, gehören die Back- und Waschwäuser. Sie drohen wie alle anderen funktionslos gewordenen Wirtschaftsbauten zu verschwinden. Dies gilt auch für nicht mehr genutzte Einrichtungen in den Wohnbauten.

Vor 1800 gehörte der Backofen häufig zur Ausstattung des Hauses und diente einer einzelnen Familie, wie die folgenden drei Beispiele aus Reischen, Gemeinde Zillis, zeigen:

Im Haus Thalmann finden wir einen in der Küche innenliegenden Backofen, am Doppelhaus Demuth zwei, jeweils von der Küche aus zu beschickende, aussenliegende Backöfen.

Historische Wohnbauten – wie das Haus Gees – für die kein Backofen nachzuweisen ist, besitzen häufig einen überdimensionierten Stubenofen, der in keinem Verhältnis zur Raumgrösse steht. Die Vermutung liegt nahe, dass man auch hier gebacken hat.

Seit 1800 wurden gemeinschaftliche Einrichtungen erstellt, die sowohl einen Backofen enthielten, als auch eine Feuerstelle für die Erzeugung von grösseren Mengen warmen Wassers. Hier wurde monatlich oder halbjährlich gewaschen, Schweinefutter aus Blackten, alten Kartoffeln u.a.m. hergestellt und auch Tiere wurden hier geschlachtet. Eine Spezialität sind dabei Bauten mit mehreren Öfen und Feuerstellen.

Dr. Christoph Simonett beklagt schon 1964 im Band II seines Standardwerks «Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden» die dem Verfall preisgegebenen freistehenden Backhäuser. Glücklicherweise haben in letzter Zeit einzelne Gemeinden und auch Private begonnen, ihre Back- und Wasch-

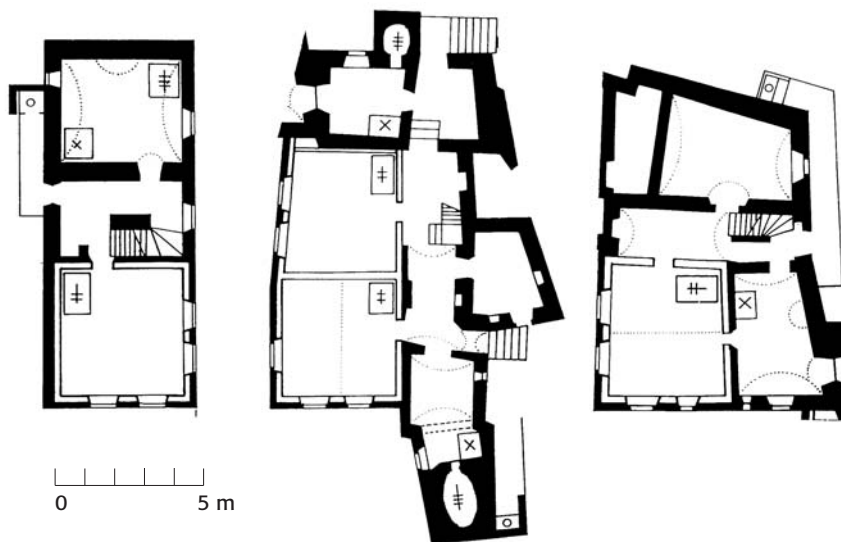
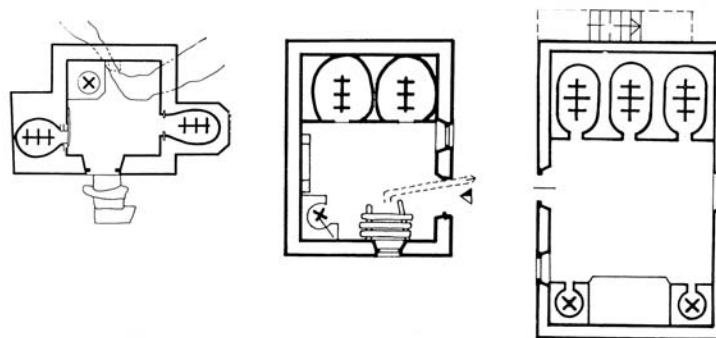


Abb. 46: Reischen. Haus Thalmann, Haus Demuth, Haus Gees. Backöfen.

häuser zu restaurieren und zum Teil funktionsstüchtig zu machen. Im folgenden möchte ich die Beispiele vorstellen, die im Laufe des letzten Jahres gerettet werden konnten:

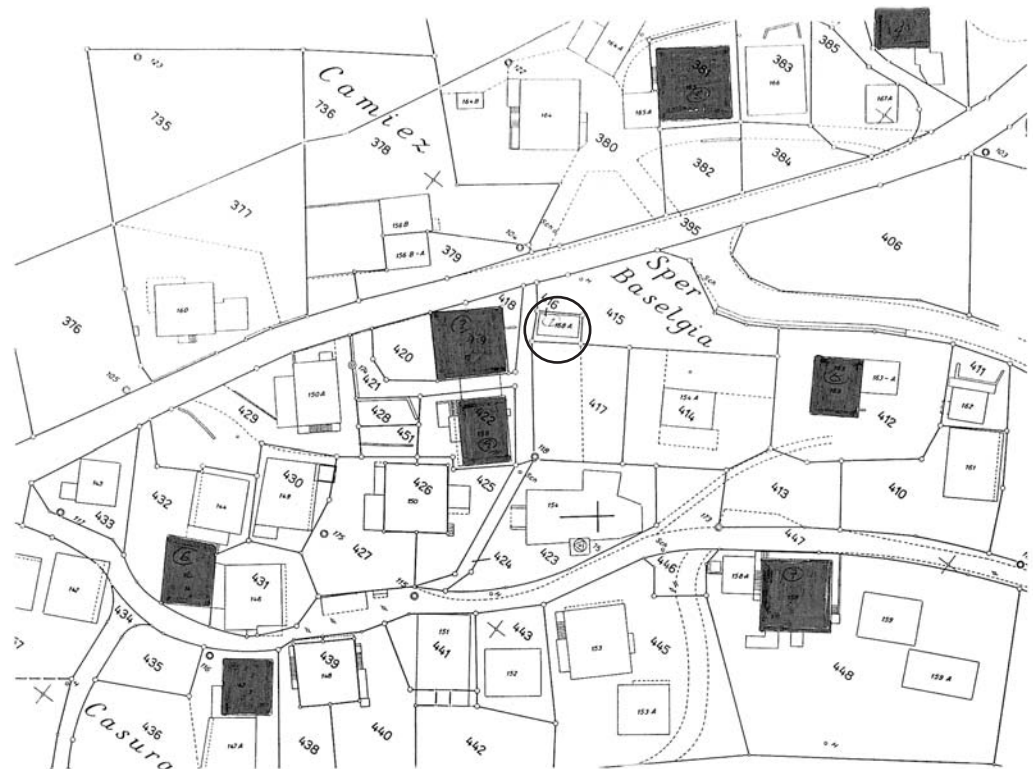
In Surin, Gemeinde Lumbrein, wurde im Jahre 1996 ein freistehendes Backhaus mit vorgelagertem Knet- und Abstellraum restauriert, das einer Korporation von acht

Abb. 47: Back- und Waschwäuser in Trin, Salouf, Valendas.



Unsere Back- und Waschhäuser

Abb. 48: Dorfplan von Surin. Standorte der Wohnhäuser der acht am Backhausbetrieb beteiligten Familien.



Eigentümern zur Verfügung stand (Abb. 48 und 49). Der Backofen wurde wieder instandgesetzt und in Betrieb genommen. Dadurch ist der Unterhalt und damit die langfristige Erhaltung gewährleistet.

In einem privaten Backhaus von Clugin (Abb. 50) wurde der Ofen schon vor langer Zeit entfernt. Das Gebäude wird nun genutzt als Cheminée-Raum zu einem Gartensitzplatz. Der längsrechteckige Raum ist an einen Felsen angelehnt und besitzt ein Pultdach. Der Eigentümer, von Beruf Restaurator, setzte das kleine Gebäude in eigener Regie instand. Dabei wurden unter anderem der Verputz mit Sumpfkalk repariert, das Steinplattendach sorgfältig erneuert und der Kamin wieder hergestellt. Für Türe und Fenster benutzte man nicht mehr verwendete alte Bauteile.

Das kleine Gebäude oberhalb des Dorfes Lohn in Abb. 51 weist sich als ein privates Back- und Waschhaus aus, da es im Inneren neben dem Backofen eine Feuerstelle mit sogenanntem Obertürner, einem Schwenkarm, wie wir ihn von Einzelsennereien auf der Maiensäss-Stufe her kennen, besitzt. Das Mauerwerk wies eine Vielzahl von Rissen auf und musste deshalb unterfangen werden. Zudem wurden der Verputz und das Steinplattendach saniert. Der Backofen ist nun wieder funktionstüchtig.

Das Back- und Waschhaus Mark (Abb. 52) steht in Zillis an der wichtigen Strasse zwischen Kirche und Rathaus. Es wurde von mindestens drei Bauernfamilien gemeinsam benutzt, wobei die Eigentümer alle untereinander verwandt waren. Das Gebäude, welches von der Gemeinde als er-

Unsere Back- und Waschhäuser



Abb. 49: Backhaus von Surin, Gemeinde Lumbrein, anlässlich der Einweihung.



Abb. 50: Clugin. Backhaus Demarmels.



Abb. 51: Lohn. Back- und Waschhaus Clopath.



Abb. 52: Zillis. Back- und Waschhaus Mark.

haltenswert eingestuft wurde, erhielt ein neues Steinplattendach. Weitere Massnahmen mussten vorläufig nicht durchgeführt werden, da das Objekt lediglich als Remise benutzt wird. Das dichte Dach garantiert jedoch ein Weiterbestehen des Gebäudes, bis dafür eine geeignetere Nutzung gefunden wird.

Alle diese Beispiele zeigen, dass mit ein bisschen Phantasie und Initiative solchen wichtigen, aber unscheinbaren Zeugen der Vergangenheit wieder ein Nutzen gegeben werden kann, der die Lebensqualität steigert und gleichzeitig das Gebäude vor seinem Untergang bewahrt.

Die Restaurierung der Torre Pala in San Vittore

Dank der Initiative der Vereinigung «Pro San Vittore» war es im Berichtsjahr 1997 möglich, eine Restaurierung der Torre Pala in San Vittore durchzuführen. Das Sicherungsprojekt wurde von Architekt Lukas Högl ausgearbeitet und in Zusammenarbeit mit Architekt Luigi Cereghetti ausgeführt. Nebst den konventionellen Sicherungsarbeiten wurde der Turm mit einem Schutzdach aus Stahl und Drahtglas neu gedeckt. Die gewählte Variante hat den Vorteil, dass sie als moderne Schutzmassnahme ablesbar ist und den nötigen Schutz vor Witterungseinflüssen gewährt. Die Form des neuen Schutzdaches entspricht zudem einer historischen Dachkonstruktion, welche in einer jüngeren Umbauphase aufgesetzt wurde (Abb. 53).

Die Torre Pala liegt nördlich oberhalb des alten Dorfkernes von San Vittore. Die kleine Burganlage steht auf zwei Teilen eines gewaltigen Bergsturzblockes, die durch eine breit aufklaffende Spalte getrennt sind. Auf dem bergseitigen Nordteil erhebt sich kühn der Turm in seiner ganzen ursprünglichen Höhe von sechs Geschossen, der weniger gut zugängliche Südteil trägt die Reste eines eingeschossigen Nebengebäudes, von dem lediglich die Ostwand noch in wesent-

lichen Teilen aufrecht steht. Als Bauherren dieses profanen Herrschaftssitzes gilt die Familie Sax oder de Sacco, welche die Talherrschaft in der Mesolcina innehatte.

Bereits 1898 wurde die Anlage vom jungen Architekten Eugen Probst aufgenommen (Abb. 54). 1944 konnten auf lokale Initiative erste Sicherungsarbeiten an der Burganlage durchgeführt werden. Durch die Rekonstruktion der inneren Bodenniveaus wurde der Turm damals wieder zugänglich gemacht. Der Wiederaufbau des verstürzten Ostgiebels und die Abdichtung der im obersten Geschoss freiliegenden Plattform stammen ebenfalls aus dieser Zeit.

Im Zusammenhang mit den jüngsten Sicherungsarbeiten am Turm konnte dieser vom Gerüst aus untersucht und die Dokumentation dazu ergänzt werden (Abb. 55 und 56). Gerade in Bezug auf die Baugeschichte der Anlage ist wenig Konkretes fassbar, die Meinungen gehen dementsprechend auseinander. Die Tatsache, dass die unteren vier Geschosse des Turmes lediglich durch schmale Scharten belichtet sind, das fünfte und sechste Geschoss jedoch grosszügige Wandöffnungen aufweist, veranlasste Otto P. Clavadetscher/Werner Meyer zur Annahme, dass es sich hierbei um eine nachträgliche Aufhöhung des Turmes han-

Abb. 53: Anlässlich der jüngsten Restaurierung 1997 wurde über der Torre Pala ein Schutzdach aus Stahl und Drahtglas erstellt.



delt. Auch in Bezug auf die Datierung der Anlage gehen die Meinungen auseinander. Erwin Poeschel äussert sich kurz und knapp: «Erbauung im 12. oder 13. Jahrhundert», während es bei Clavadetscher/Meyer heisst: «Die baulichen Merkmale des Turms machen eine Errichtung im späten 13. oder im 14. Jahrhundert wahrscheinlich».

Baubeschrieb

Der Grundriss des Turmes bildet ein leicht schiefwinkliges Rechteck von ca. 5 x 8,5 m Seitenlänge. Die Nordwand auf der Angriffsseite ist mit lediglich 85 cm Mauerstärke merkwürdigerweise nur halb so stark wie die übrigen Aussenwände, welche eine Stärke von 1,60 m aufweisen. Der Eingang zum Turm befindet sich im 1. Geschoss im Ostteil der Südfassade, völlig sturmfrei, unmittelbar an der Kante der Felsspalte. Eine Reihe von Balkennegativen unterhalb der Schwellenhöhe lässt darauf schliessen, dass der Zugang über eine hölzerne Konstruktion erfolgte. Die Balkennegative am Fusse der Südfassade weisen eine Tiefe von lediglich 40-50 cm auf, was für eine freie Auskragung zu gering ist. Die Träger dürften eher die Breite der Felsspalte überspannt und auf dem südlichen Felsteil aufgelegt haben. Dies bedeutet, dass die Felsspalte zwischen dem Turm und dem südlichen Nebengebäude auf der ganzen Länge der beiden Bauten durch eine hölzerne Plattform überlagert war.

Das Eingangsgeschoss des Turmes ist von drei Scharten belichtet, in der Nordwand findet sich in Bodennähe zudem ein Ausguss. Im zweiten Geschoss ist in der Westwand ein Nischenabort ausgespart. In der Nord- und Ostwand finden sich je eine Scharte. Das dritte Geschoss weist 4 Schar-

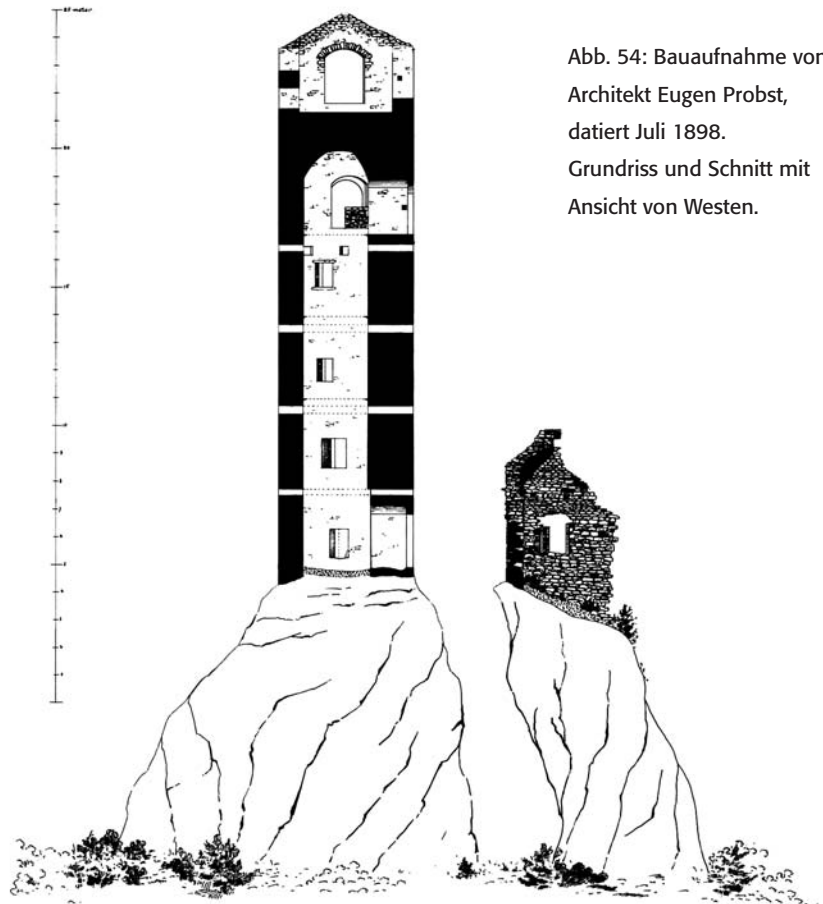
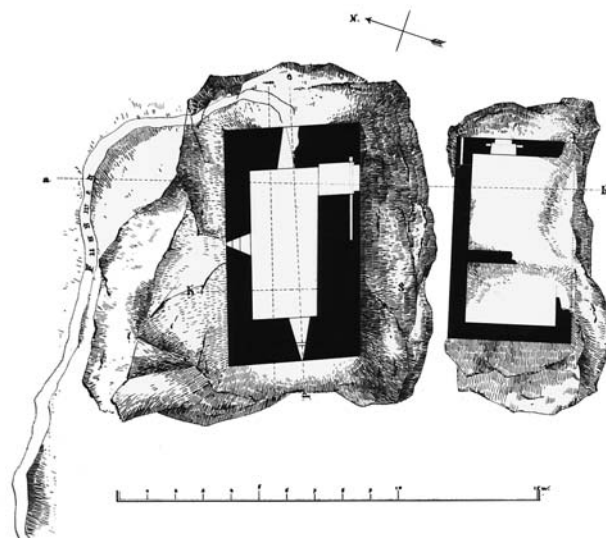


Abb. 54: Bauaufnahme von Architekt Eugen Probst, datiert Juli 1898. Grundriss und Schnitt mit Ansicht von Westen.



**Die Restaurierung der Torre
Pala in San Vittore**

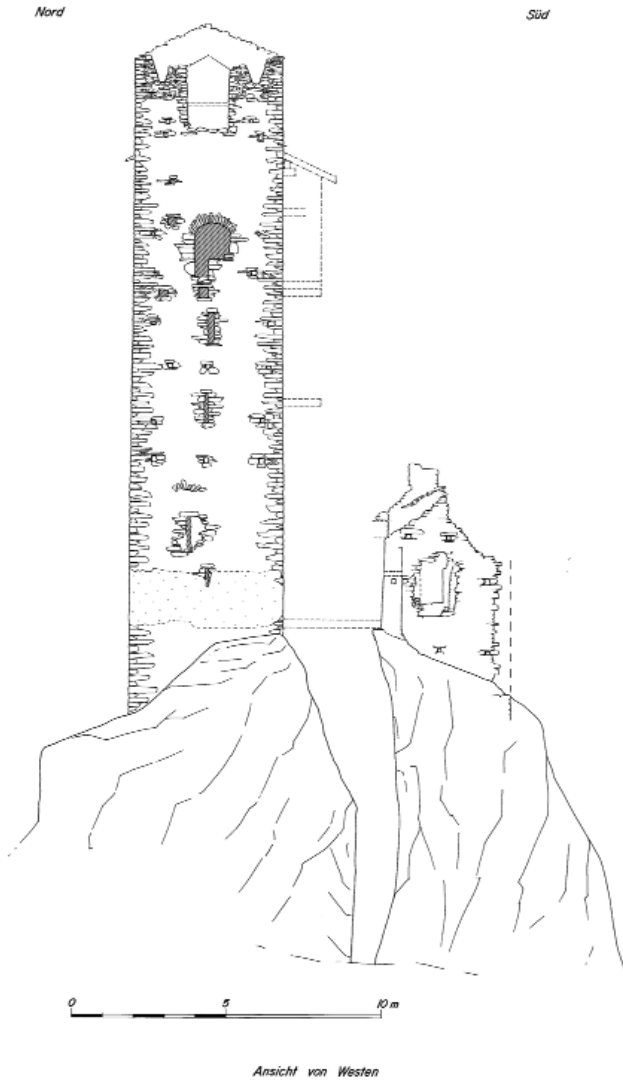


Abb. 55: Torre Pala, Ansicht von Westen.
Baufaufnahme Kantonale Denkmalpflege.

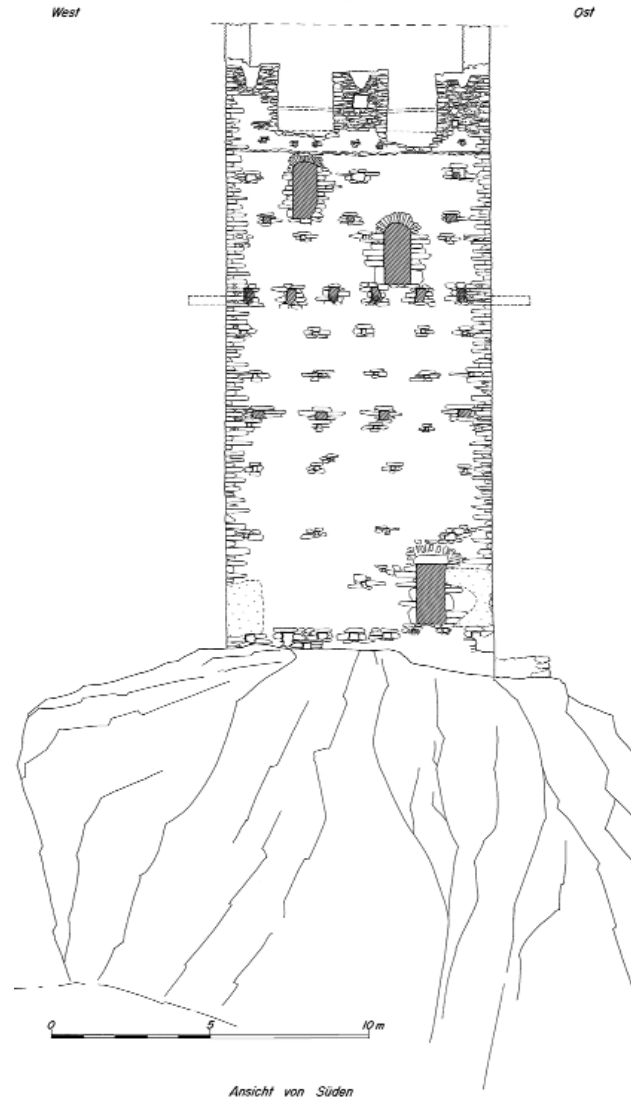


Abb. 56: Torre Pala, Ansicht von Süden.
Baufaufnahme Kantonale Denkmalpflege.

ten auf. Im vierten Geschoss sind es deren drei, in der Südinne wand ist ein Wandfach ausgespart.

Im fünften Geschoss endete die innere Vertikalerschliessung, der Raum wird von einem Tonnengewölbe überspannt. Die Bodenbalken des fünften Geschosses kragten

einst über die Südfassade vor und trugen eine Laube. Im Bereich der Mauerstärke und der Auskrugung waren diese Balken mit einem zweiten Konsolebalken unterlegt. Eine Rundbogentüre führte auf diese Laube, die mit einem Pultdach gedeckt war. In der West- und Ostwand des fünften Ge-

schosses finden sich zwei gleichartige weite Öffnungen. Die Südhälfte dieser Öffnungen ist als Fenster ausgebildet, während die Nordhälfte einen Durchgang in der Brüstung freilässt. Je zwei unterhalb der Schwellenhöhe vorkragende Balken trugen kleine hölzerne Lauben zu diesen Öffnungen. Ein weiteres Fenster befindet sich in der Nordwand, daneben besteht in der Nordwestecke des Raumes ein grosser Schüttstein mit Ausguss.

Das Flachdach mit Tankzisterne

Der Schüttstein im 5. Geschoss ist Teil eines raffinierten Systems, mit welchem man in dieser beachtlichen Höhe im Turm über «fliessendes Wasser» verfügen konnte. Über dem Tonnengewölbe des fünften Geschosses bestand ursprünglich eine Plattform. Deren Boden war mit einem ziegel-schrothaltigen Kalkmörtel, einem sogenannten Wassermörtel abgedichtet und wies ein leichtes Gefälle gegen die nordwestliche Ecke der Plattform auf. In dieser findet sich eine in die Stärke des Gewölbes eingelassene, rund gemauerte Tankzisterne mit einem Durchmesser von 1,0 m und einer Tiefe von 80 cm (Abb. 57). Die Zisterne war ebenfalls mit dem ziegelroten Wassermörtel abgedichtet und wies einen Überlauf auf, durch welchen bei voller Zisterne das überschüssige Wasser über die Nordfassade abgeleitet wurde. Durch ein senkrechttes Eisenrohr im Boden der Zisterne konnte das gesammelte Meteorwasser in den direkt unter der Zisterne liegenden Schüttstein im fünften Geschoss geleitet werden.

Diese recht aufwendige Einrichtung auf dem obersten Niveau des Turmes belegt, dass die Plattform in einer ursprünglichen Phase als Flachdach ausgebildet war. Auf dem wasserfest abgedichteten Boden der



Abb. 57: Die Tankzisterne in der NW-Ecke der Plattform im 6. Geschoss.

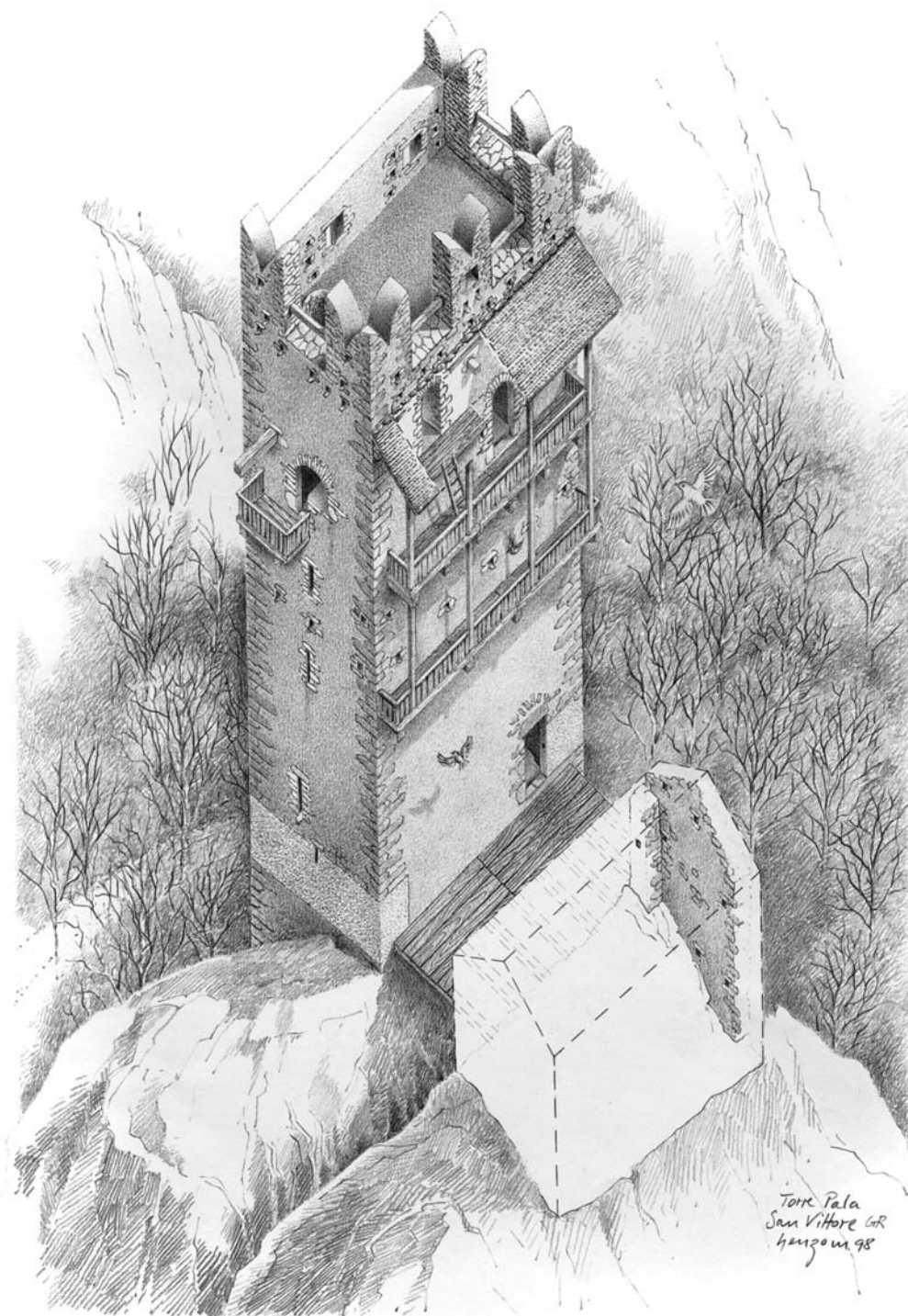
Plattform wurde das anfallende Meteorwasser gesammelt und in die Zisterne geleitet. Die Untersuchung der gegen drei Seiten pfeilerartig aufstehenden Brüstungsmauer ergab, dass es sich hierbei einst um Zinnen mit einem oberen Abschluss in Schwalbenschwanzform handelte (Abb. 58). Diese 1,70 m breiten und 2,50 m hohen Schwalbenschwanzzinnen bildeten einst den oberen Abschluss des Turmes und waren als herrschaftliche Attribute von weit her sichtbar. Erst in einer späteren Umbauphase, vielleicht im Zusammenhang mit Dichtungsproblemen der ursprünglichen Flachdachkonstruktion, wurde über dem Turm ein Giebeldach aufgesetzt.

Eine Einrichtung zur Haltung von Vögeln

Eine weitere bemerkenswerte Einrichtung findet sich in einem Teil der Gerüsthebellöcher in den Aussenwänden des Turmes. Wie beim Burgenbau üblich, wurden mit dem Aufbau des Turmes in regelmässigen Abständen Asthölzer mit einem Durchmesser von 8 bis 10 cm eingelegt. Diese liess man an der Fassade vorkragen, darauf konnten die für den Weiteraufbau notwendigen Gerüstläufe aufgelegt werden. Nach Vollendung des Baus wurden die Gerüsthebellöcher fassadenbündig abgetrennt.

**Die Restaurierung der Torre
Pala in San Vittore**

Abb. 58: Torre Pala, Rekonstruktionsversuch der ursprünglichen Bauform auf der Basis einer Isometrie von Südwesten.



An der Torre Pala finden sich Gerüstlöcher, welche als waagrecht durchgehende Kanäle mit einem Querschnitt von rund 10 auf 10 cm ausgebildet wurden. Diese Kanäle weisen jeweils auf der einen Seite eine nischenartige Erweiterung auf, die meist nahe der Innenflucht liegt, sodass sie von innen her mit der Hand erreicht werden kann. An der Fassade weisen die Kanäle auf der Sohle eine über die Fassade auskragende Steinplatte auf. Diese Kanäle konnten während der Bauzeit als Gerüsthebellöcher verwendet werden, danach dienten sie als Nistlöcher für Vögel. Die an der Fassade vorkragenden Steinplatten ermöglichen den Vögeln die Landung, die nischenartige Erweiterung im Innern des Kanals kann als Nistplatz interpretiert werden. Diese speziell ausgeführten Kanäle verteilen sich auf alle vier Turmfassaden. Zwei umlaufende Lagen finden sich auf dem Niveau des 4. Geschosses, zwei weitere Lagen derartiger Nistkanäle sind in der Brüstungsmauer zum Zinnenkranz und in den Zinnen eingebaut. Insgesamt bestehen über 60 derartiger Nistkanäle. Eine ähnliche Einrichtung findet sich im übrigen auch im obersten Geschoss der Torre Fiorenzana in Grono.

Schlussbetrachtung

Gemäss unseren Beobachtungen wies der Turm bereits nach der Neubauphase die heute noch erhaltene stattliche Höhe auf. Der auf drei Seiten aufstehende Zinnenkranz bildete den ursprünglichen oberen Abschluss des Turmes. Über dem fünften Geschoss bestand bereits die gegen oben offene Plattform mit dem wasserdichten Ziegelschrotüberzug und die Zisterne. Auf diese Plattform gelangte man über die an der

Südfassade vorkragende Laube mittels einer Holzterrasse bis zur halbhoch gelegenen Türöffnung. Hinter dieser führte ein in der Mauerstärke ausgesparter Treppenkanal schliesslich auf das Niveau der Plattform (Abb. 58).

Zur Datierung des Turmes ergaben die Untersuchungen keine neuen Resultate. Am Turm sind zwar noch Bauhölzer der Neubauphase vorhanden. Dabei handelt es sich um Kastanienhölzer, für deren dendrochronologische Datierung uns aber noch die entsprechenden Vergleichskurven fehlen.

In einer späteren Umbauphase, wohl im Zusammenhang mit Wasserschäden in der ursprünglich freiliegenden Plattform, wurde der Turm mit einem Giebeldach neu eingedeckt. Das neue Dach wurde auf dem bestehenden Zinnenkranz aufgelegt, die erhaltenen Giebelwände über den Schmalseiten des Turmes belegen diese Dachform. Es wäre denkbar, dass fortan das auf dem Dach anfallende Meteorwasser mittels einer Dachrinne in die bestehende Zisterne geleitet wurde. Ein über die Nordfassade vorkragender Konsolstein belegt, dass das neue Dach Traufen aufwies.

Insgesamt erscheint der Turm trotz seiner taktisch günstigen Lage nicht als ein sehr wehrhaftes Bauwerk. Mehrere Einzelheiten weisen auf eine Bewohnung des Turmes hin. Diese wird aber eher temporär gewesen sein, was aus dem Fehlen einer Heizeinrichtung und Feuerstelle hervorgeht. Mit der Hauswirtschaft hängen die bereits in der Neubauzeit installierten Nistplätze für Vögel, vielleicht für Tauben, zusammen. Die baulichen Einzelheiten weisen eher auf einen herrschaftlichen Sitz zu zeitweiligem Aufenthalt, vielleicht im Zusammenhang mit der Jagd hin.

Waltensburg, Burgruine Jörgenberg Eine Nachuntersuchung zur Baugeschichte

Im Bereich der Burgenrestaurierungen haben wir heute vermehrt mit einer besonderen Kategorie von Ruinen zu tun. Es sind dies Burganlagen, welche in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts bereits einer Restaurierung unterzogen wurden und mittlerweile dringend einer erneuten Konservierung bedürfen. Meist gingen den Restaurierungs- und Rekonstruktionsarbeiten, die der Schweizerische Burgenverein durchführte, erhebliche Freilegungsarbeiten voraus. Die bekanntesten Beispiele sind das Castello di Mesocco (1925/26); Waltensburg, Jörgenberg (1930); Trin, Crap Sogn Pargazi (1931); Torre di Sta. Maria di Calanca (1932).

Die Burgruine Jörgenberg auf der östlichen Felskante des Waltensburger Plateaus ist die grösste Burganlage der Surselva (Abb. 59). Der Bestand der Burganlage

wurde erstmals durch Erwin Poeschel 1928 aufgenommen.¹ Diese erste Aufnahme ist ein wertvolles Dokument, zeigt sie doch den Ruinenbestand vor den umfassenden Freilegungsarbeiten von 1930 (Abb. 60).

Die Freilegungs- und Sicherungsarbeiten von 1930 erfolgten unter der Leitung von Architekt Eugen Probst, dem damaligen Präsidenten des Schweizerischen Burgenvereins, finanziert wurden diese aus Mitteln der Anton Cadonau-Stiftung. Für die örtliche Bauleitung wurde Ludwig Tress, ein junger deutscher Hochbautechniker und Bauführer, vom Schweizerischen Burgenverein eingestellt. Nach Jörgenberg war Tress 1931 auf Hohentrins/Crap Sogn Pargazi und 1932 bei der Restaurierung der Burg Sta. Maria im Calancatal beschäftigt.

Neben seiner Aufgabe als örtlicher Bauleiter war Tress auch mit der Dokumentation der Freilegungsarbeiten betraut. Aus dem Briefwechsel zwischen Tress und

Abb. 59: Der Campanile und der Bergfried auf Jörgenberg, Übersicht von Süden.



1 ERWIN POESCHEL: Das Burgenbuch von Graubünden 1929, S. 232-235

Probst geht hervor, dass Tress die neu freigelegten Mauerteile jeweils auf einer Pause der Burgenbuch-Pläne Poeschels einzeichnete. Von einer sauberen Einmessung der Reste kann somit nicht gesprochen werden. Zudem muss berücksichtigt werden, dass Tress kein optisches Messgerät zur Verfügung stand, er also mit dem «Urplan» Poeschels und mit Messband und Meter auskommen musste. Der nach den Freilegungs- und Restaurierungsarbeiten publizierte Gesamtplan der Anlage und vor allem die darin enthaltenen Interpretationen erscheinen gewagt, die geschwärtzte Darstellung der Mauern lässt zudem keine Baufugen erkennen (Abb. 61). Gerade diese sind jedoch für die Interpretation der baugeschichtlichen Entwicklung von grösstem Interesse.

Es war somit klar, dass anlässlich der dringend notwendigen Konservierungsarbeiten auf Jörgenberg auch eine Nachuntersuchung zur Baugeschichte notwendig sein würde. Bei einer solchen kommt erschwerend hinzu, dass die baugeschichtlichen Befunde durch den Mörtel der letzten Restaurierung stark verwischt sind und von neuzeitlichem Rekonstruktionsmauerwerk überlagert werden. Trotzdem ergaben die durchgeführten neuen Untersuchungen eine Klärung der Bauabfolge auf Jörgenberg (Abb. 62).

Zur frühmittelalterlichen Kirche

Für Erwin Poeschel war Jörgenberg ein klassisches «Kirchenkastell». Die frühe Erwähnung im Tellotestament von 765 («agrum super castellum») und im Reichsgutsurbar aus der 1. Hälfte des 9. Jh. («ecclesia sancti Georgii in castello») legten nahe, dass in dieser Zeit auf Jörgenberg bereits ein Kirchenbau bestand. Erwin Poeschel und Eugen Probst erhofften sich bei

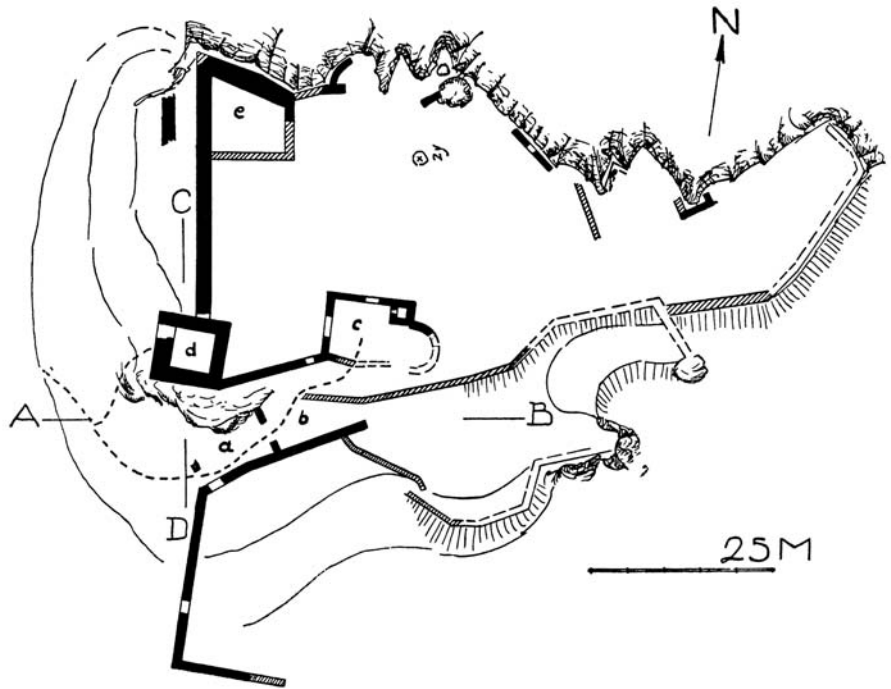
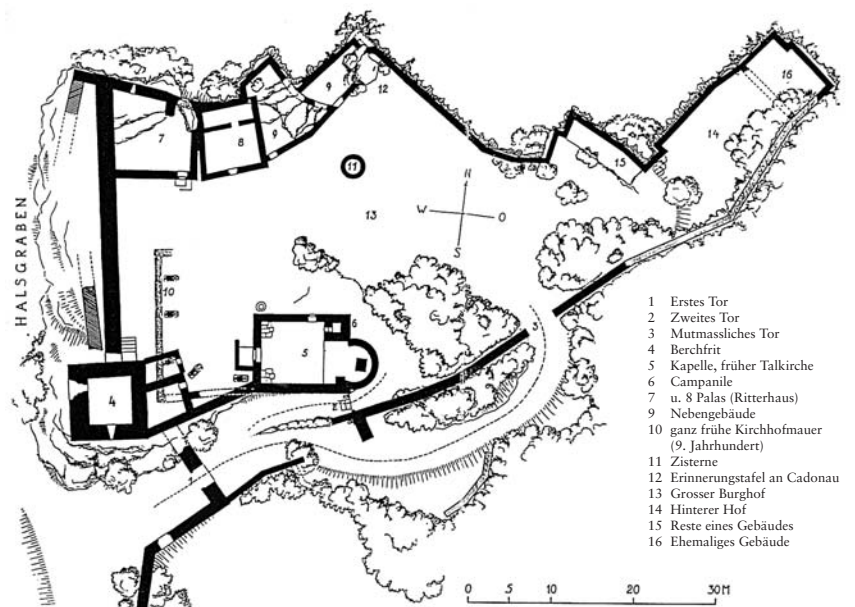


Abb. 60: Erster Gesamtplan von Jörgenberg (Aufnahme 1928 durch E. Poeschel); zeigt den Ruinenbestand vor den Freilegungsarbeiten von 1930.

Abb. 61: Gesamtplan nach den Freilegungsarbeiten von 1930, Zeichnung E. Probst.



- 1 Erstes Tor
- 2 Zweites Tor
- 3 Mutmassliches Tor
- 4 Berchfrit
- 5 Kapelle, früher Talkirche
- 6 Campanile
- 7 u. 8 Palas (Ritterhaus)
- 9 Nebengebäude
- 10 ganz frühe Kirchofmauer (9. Jahrhundert)
- 11 Zisterne
- 12 Erinnerungstafel an Cadonau
- 13 Grosser Burghof
- 14 Hinterer Hof
- 15 Reste eines Gebäudes
- 16 Ehemaliges Gebäude

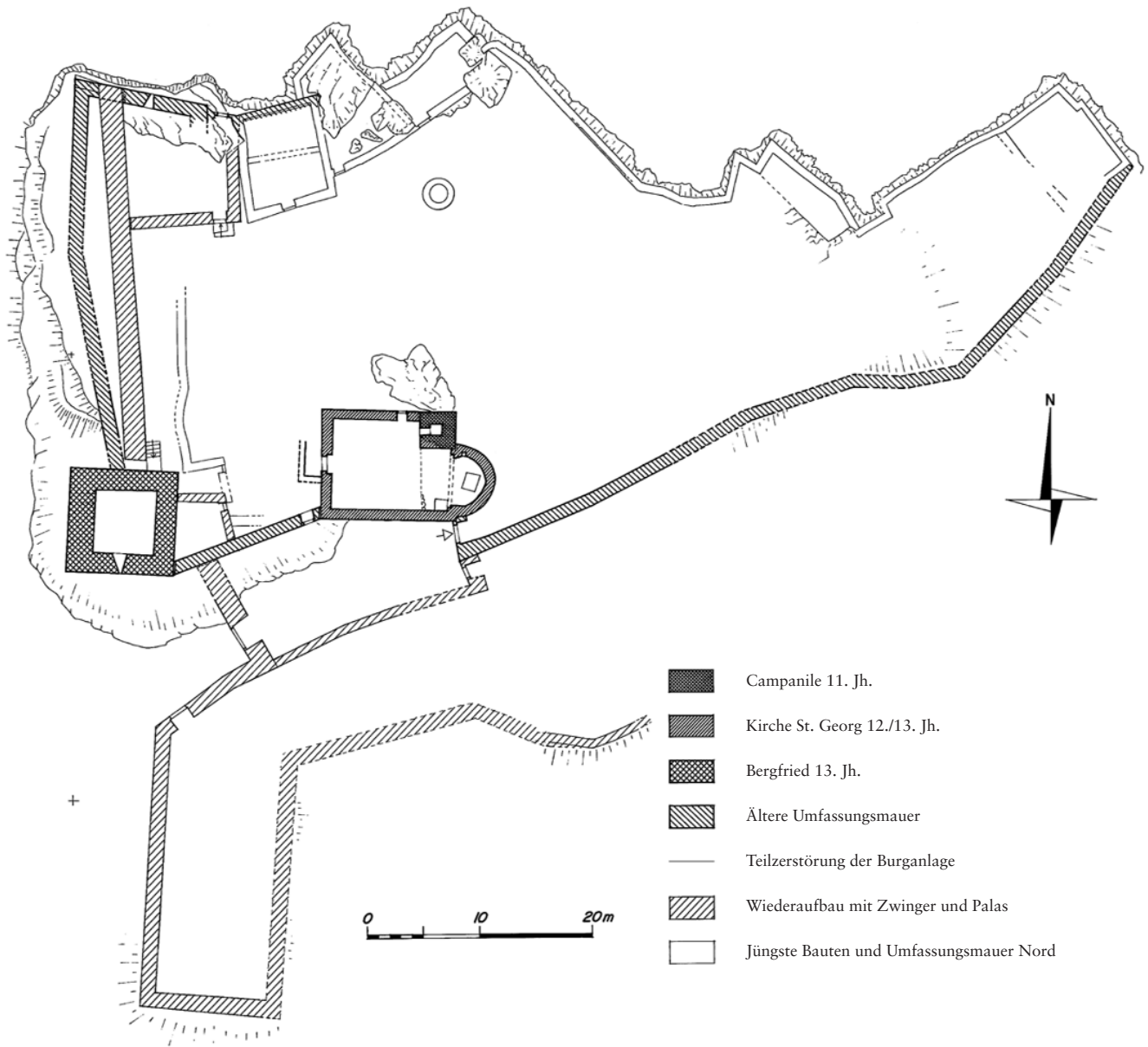


Abb. 62: Gesamtplan der Nachuntersuchung 1997.

2 M. P. SCHINDLER: Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell. In: Werdenberger Jahrbuch 1994, Buchs 1993, S. 104. Im Zusammenhang mit Ausgrabungen 1985-87 auf dem Ochsen- oder St. Martinsberg bei Gretschins (Gemeinde Wartau SG) setzt sich M. Schindler kritisch mit der These der frühmittelalterlichen Kirchenkastelle auseinander.

den Freilegungs- und Ausgrabungsarbeiten 1930 auf das «frühmittelalterliche Kirchenkastell» zu stossen. Diese Hypothese war wohl auch dem örtlichen Bauleiter Ludwig Tress vertraut. Prompt fand dann Tress Reste einer von ihm ins Frühmittelalter datierten Apsis. Die beiden Gelehrten übernahmen freudig das positive Ergebnis und seither wird – fälschlicherweise – von der «ka-

rolingischen Apsis» auf Jörgenberg gesprochen.²

Bei der 1930 freigelegten Apsis handelt es sich um den Chor einer Kirche, welche mit Sicherheit jünger ist als der Campanile. Der mit Blendnischen gegliederte Campanile wird aber aus dem 11. Jh. stammen und ist der älteste aufgehende Bestand der Ruine. Der Kirchturm dürfte im 11. Jh. an die

Nordaussenseite einer Vorgängerkirche angebaut worden sein. Die Baureste der karolingischen Vorgängerkirche wären somit südlich des Campaniles innerhalb der heutigen Kirchenruine zu suchen. Sie wurde von den Freilegungsarbeiten von 1930 nicht tangiert. Aufschlüsse zur Bauform dieser Vorgängerkirche könnte nur eine archäologische Ausgrabung innerhalb der aktuellen Kirchenruine bringen, die einer künftigen Bodensondierung vorbehalten bleibt.

Der Campanile

Wie oben bereits erwähnt, ist der Campanile der älteste aufgehende Baubestand auf Jörgenberg. Der schlanke Kirchturm ist gut 15 Meter hoch und war innen in fünf Geschosse aufgeteilt. Das Mauerwerk des Campaniles ist auffallend lagenhaft gemauert. Die Steine der einzelnen Lagen wurden so ausgesucht, dass die Mauerungslagen ohne jegliche Korrektur horizontal durchlaufen, was typisch für romanisches Mauerwerk ist.

Mit dem Aufmauern des Campaniles wurden in den Aussenmauern in regelmäßigen Abständen Gerüsthebel eingelassen (Asthölzer mit einem Durchmesser von 6-10 cm zur Aufnahme der Gerüstläufe). Bereits hier fällt auf, dass im unteren Bereich des Campaniles in der Südwand keine Gerüsthebel zu finden sind. Dies ist ein erster Hinweis darauf, dass an der Südseite des Campaniles bereits ein Gebäude stand, an welches der Kirchturm angebaut wurde.

An der Südaussenwand des Campaniles konnte 70 cm westlich der Südostecke eine vertikale Baunaht im Mauerwerk freigelegt werden. An dieser Stelle muss beim Bau des Campaniles ein ca. 1,50 m hohes Element (möglicherweise eine gegen Norden vorste-

Abb. 63: Der Campanile auf Jörgenberg, Ansicht von Süden.

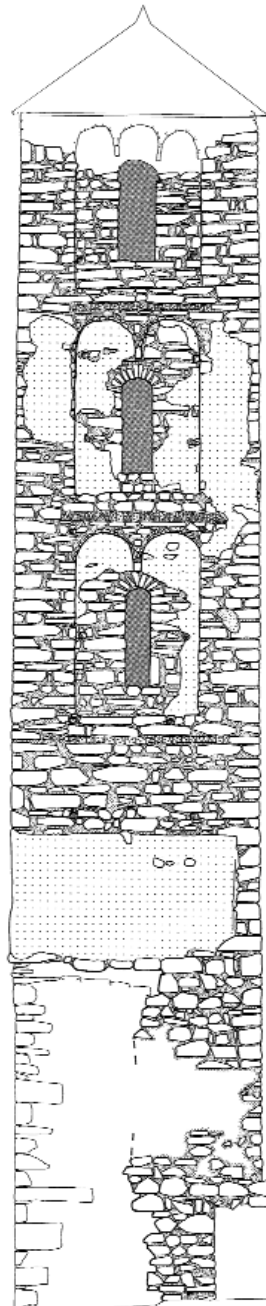
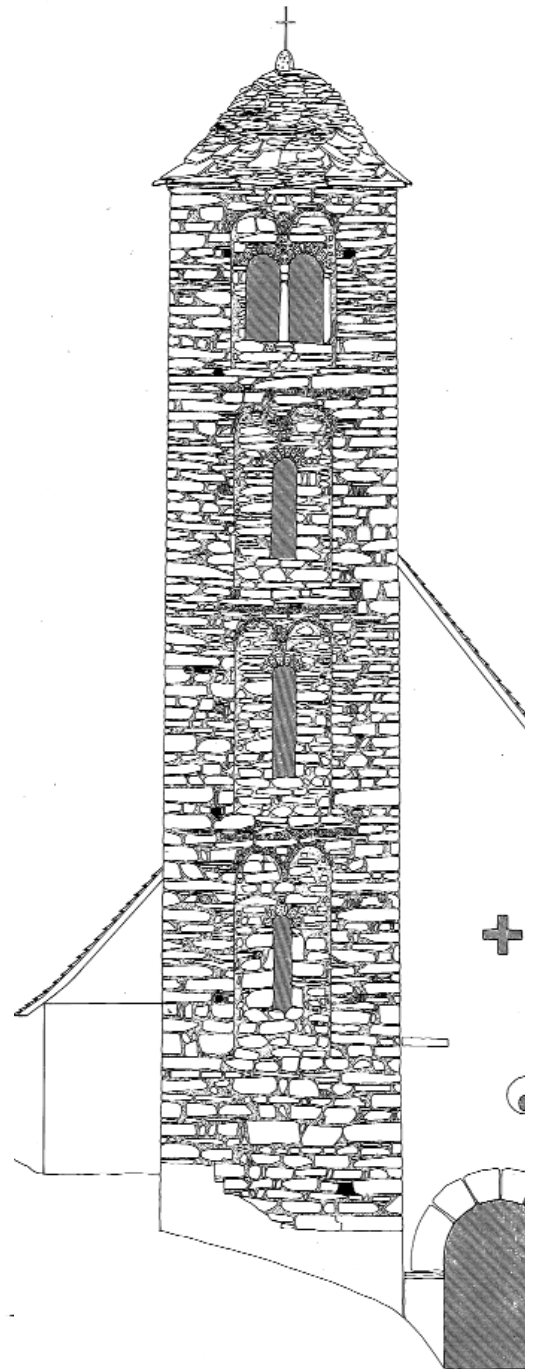


Abb. 64: Der Campanile der Kirche S. Sievi in Breil/Brigels, Ansicht von Westen.



hende Lisene) bestanden haben. Dieses Element wurde beim Bau des Campaniles belassen und aufwendig ummauert (Abb. 63). Vom zweiten Geschoss an weist der Campanile gegen Westen, Norden und Osten eine Fassadengliederung mit Blendfeldern auf. Das unterste Blendfeld wurde an der Südfassade nicht ausgeführt, was wiederum auf das Vorhandensein einer Vorgängerkirche an der Südaussenseite des Campaniles schliessen lässt. Kommt dazu, dass ein Kirchturm ohne Kirche keinen Sinn macht. Diese Indizien sprechen alle dafür, dass der Campanile an die Nordseite einer Vorgängerkirche angebaut worden war.

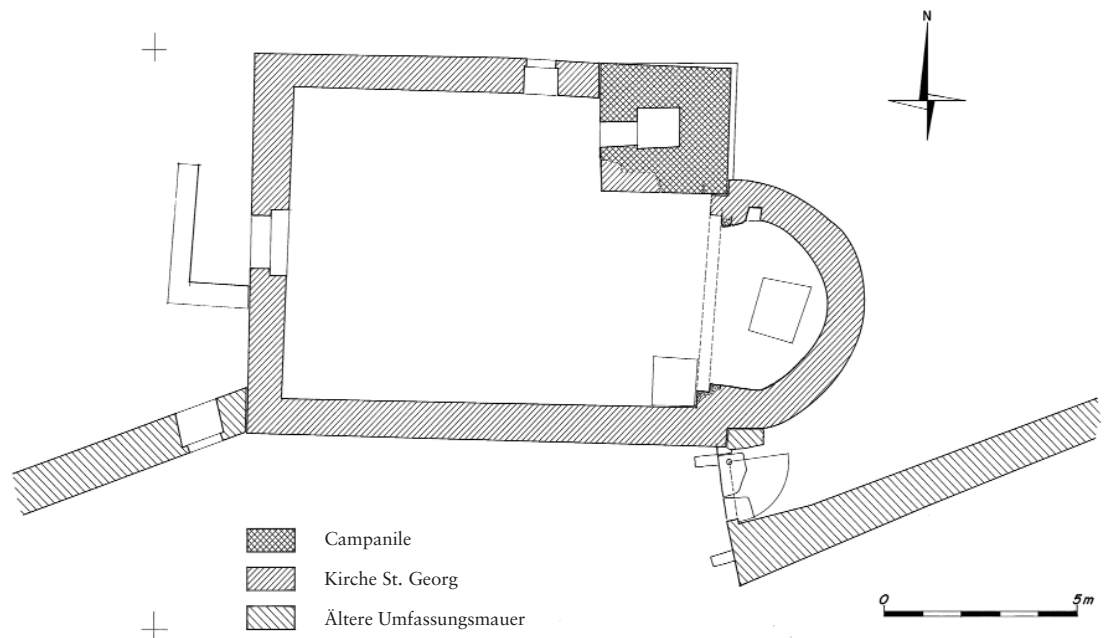
Der mit Blendfeldern gegliederte Campanile wies ursprünglich einen «pietra-rasa»-Verputz auf, das heisst das Mauerwerk war sichtbar belassen, lediglich die Mauerfugen wurden in einem zweiten Arbeitsgang mit Mörtel ausgestrichen, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Zu-

mindest im unteren Bereich der Nordfassade findet sich auf diesem "pietra-rasa"-Verputz ein feiner, horizontal gezogener Fugenstrich. Erst in einer späteren Phase wird der Campanile deckend neu verputzt, wohl im Zusammenhang mit dem Neubau der spätromanischen Kirche.

Die Blendfelder zum 2. bis 4. Geschoss des Campaniles weisen einen oberen Abschluss mit Zwillingsarkaden auf, im 5. und obersten Geschoss sind es Drillingsarkaden. Letztere wurden 1930 grösstenteils rekonstruiert, die Rekonstruktion basiert jedoch auf dem vorhandenen Originalbefund. Das Dach aus Brettschindeln wurde 1930 neu aufgesetzt, ursprünglich ist hier eher ein Steinplattendach anzunehmen.

Der Campanile wird von Erwin Poeschel ins 11. Jh. datiert. Leider sind im ganzen Campanile keine Hölzer mehr vorhanden, welche eine genauere dendrochronologische Datierung zuliesse. Der Campanile

Abb. 65: Grundriss der romanischen Kirchenruine St. Georg.



auf Jörgenberg weist eine auffallende Ähnlichkeit mit jenem der Kirche S.Sievi in Briegels auf (Abb. 64). Das streng lagenhafte Mauerwerk, die architektonische Gliederung mit Blendfeldern und Rollfriesen sind praktisch identisch.

Die romanische Kirchenruine

Die 1930 durch Eugen Probst und Ludwig Tress freigelegte und erheblich rekonstruierte Kirchenruine wurde erst nach dem Abgang einer frühmittelalterlichen Kirche neu gebaut. Am stehengelassenen Campanile finden sich Spuren, welche darauf hindeuten, dass die Vorgängerkirche durch einen Brand zerstört wurde. Dazu kommt ein grösserer Ausbruch an der Südwestecke des Campaniles, der im Zusammenhang mit dem Abgang der Vorgängerkirche entstanden sein dürfte. Diese Fehlstelle am Fusse der Südwestecke des Kirchturms wird im Zusammenhang mit dem Neubau der zweiten Kirchenanlage wiederhergestellt. Dies ein weiterer Hinweis dafür, dass der Campanile älter als die Kirchenruine sein muss.

Dazu kommt, dass sowohl der Nordteil der gewölbten Kirchenapsis und die Nordwand des Schiffes mit einer deutlichen vertikalen Baunaht an die Südost- bzw. Nordwestecke des Campaniles anschliessen, diesen somit klar voraussetzen. Aus heutiger Sicht ist es unverständlich, dass diese beiden klaren Befunde 1930 nicht erkannt oder – wegen der vorgefassten Meinung? – missachtet wurden.

Nach den neuesten Aufnahmen des Kirchengrundrisses darf die Bauform der überwölbten Apsis als «gestelzt», das heisst verlängert halbkreisförmig bezeichnet werden (Abb. 65). Die Verlängerung der Halbkreisform verengt sich leicht gegen das Schiff hin. Dadurch entstand eine Chorform, wel-

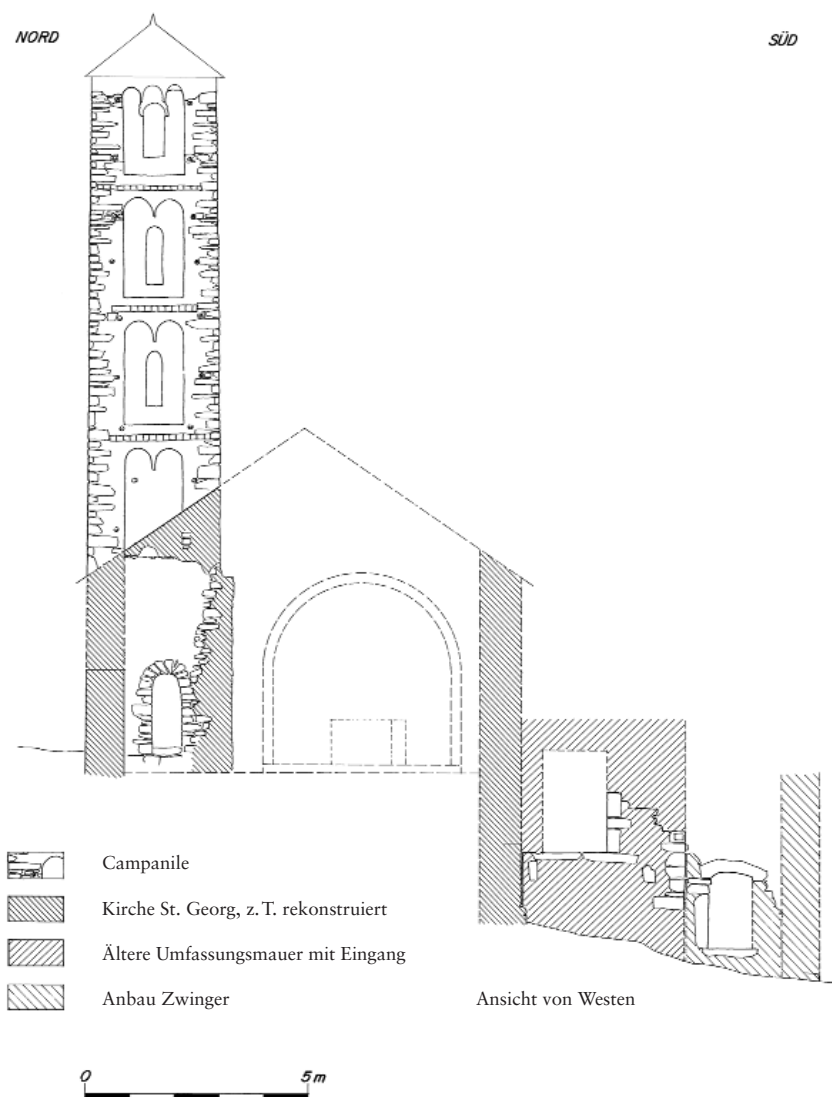


Abb. 66: Nordsüd-Schnitt durch die Kirche St. Georg und ihre Nebenbauten mit Ansicht gegen Osten.

che sich nur unwesentlich von der für karolingische Kirchen typischen Hufeisenform unterscheidet. Dies ist wohl auch der Grund für die Fehlinterpretation von 1930. Eine ähnliche Chorform finden wir z. B. an der durch den Archäologischen Dienst 1974 freigelegten Apsis einer romanischen Vorgängerkirche in der Evangelischen Kirche von Silvaplana.³

3 DEFUNS, ALUIS: Die Ausgrabungen in der evangelischen Kirche von Silvaplana, in: Archäologie in Graubünden. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes GR, S. 242ff. und ALFONS RAIMANN: Gotische Wandmalereien, S. 394ff

Unsere Nachuntersuchungen an den Chorbogenwänden ergab, dass diese mit Tuffsteinquadern gefügt waren. Diese Tuffsteinquader bilden einen abgetreppten Chorbogen. An der südlichen Chorbogenwand ist diese Abtrepfung noch original erhalten, an der nördlichen wurde die Abtrepfung 1930 rekonstruiert. Einen derart abgetreppten Chorbogen aus Tuffsteinquadern weist die Kirchenruine St. Peter in Sent auf.⁴ Erwin Poeschel bezeichnet St. Peter in Sent als romanisches Bauwerk und als die einzige Apsis mit Tuffquaderkonstruktion in Graubünden. Als Beispiele von romanischen Kirchen mit «abgetrepptem» oder «rechteckig eingekantetem» Chorbogen können die Kirche St. Martin in Pitasch⁵ und die Kapelle St. Wendelin in Cazis⁶ angeführt werden.

Die Schiffswände wurden in einem Zuge mit der Apsis neu gebaut. Die Südwest- und Nordwestecke des Schiffes weist aussen einen Eckverband aus behauenen steinernen Eckquadern auf. Auch der Haupteingang in der Westfassade und der Seiteneingang in der Nordwand sind mit Steinquadern gefügt. Vereinzelt finden sich im gleichen Verband auch Tuffquader. Schliesslich weist auch die grosse Flickstelle an der Südwestecke des Campaniles einen Eckverband aus Steinquadern auf.

Die ursprüngliche Höhe und Neigung des Kirchendaches ist als Negativabdruck an einem Innenverputz an der Westwand des Campaniles erhalten (Abb. 66). Dieser Verputz wurde beim Neubau der romanischen Kirche angebracht. Erst in dieser Neubauphase wurde auch der Campanile neu deckend verputzt.

Bei der bestehenden Kirchenruine auf Jörgenberg handelt es sich also um einen romanischen Neubau des 12. oder 13. Jh.

und nicht um die im 8. und 9. Jh. erwähnte frühmittelalterliche Kirche.

Der Wohnturm oder Bergfried

Der fünfgeschossige Bergfried auf Jörgenberg steht markant auf einem Felskopf an der SW-Ecke der Anlage. Er wird von Erwin Poeschel ins 13. Jahrhundert datiert. Die Restaurierung des Wohnturmes ist erst in einer nächsten Etappe vorgesehen, die Detailuntersuchung steht somit noch aus. Schon jetzt kann festgestellt werden, dass es sich beim Bergfried um den ältesten aufgehend erhaltenen hochmittelalterlich-feudalen Wohnbau auf Jörgenberg handelt. Der Bergfried stand ursprünglich frei auf dem Felskopf. Er dürfte von den Herren von Friberg, deren Stammburg oberhalb Siat lag, gebaut worden sein.

Die ältere Umfassungsmauer

Die ältesten Teile der noch aufgehend erhaltenen Umfassungs- oder Befestigungsmauern auf Jörgenberg sind jünger als die romanische Kirche und auch jünger als der Bergfried. Zu dieser ältesten Befestigung gehört ein Teilstück, welches als Binnenmauer zwischen der verputzten Südwestecke der Kirche und der aus Bossenquadern gefügten Südostecke des Bergfrieds gebaut wurde. Der Verputz in der Nahtstelle beim Anschluss der Umfassungsmauer an die SW-Ecke der Kirche und die durch die gleiche Mauer verbauten Bossenquader an der SE-Ecke des Bergfrieds belegen, dass diese beiden Bauten vorerst freistanden und erst in einer späteren Phase durch die Umfassungsmauer verbunden wurden. Die Mauer weist westlich der Kirche einen Hocheingang auf (Abb. 67). Die Schwelle des Hocheingangs liegt gut drei Meter über dem Aussenniveau.

4 KDM Bd.III, S. 484ff.
5 KDM Bd.IV, S. 87ff.
6 KDM Bd.III, S. 188ff.



Abb. 67: Die ältere Umfassungsmauer zwischen Kirche und Bergfried, darüber Aufhöhung in der Wiederaufbauphase (horizontale Baunaht).

In der gleichen Umfassungsmauer öffnet sich an der südlichen äusseren Chorschulter der Kirche der Haupteingang zur ältesten erhaltenen Befestigungsanlage (Abb. 65/66). Dieser ursprüngliche Eingang wies eine Breite von etwa 1,40 m auf, die Drehpfanne der Abschlusstüre ist im Schwellstein noch vorhanden. Vom Haupteingang aus lässt sich diese ältere Umfassungsmauer gegen Nordosten bis zum nordöstlichsten Plateaurand weiterverfolgen.

Nördlich des Bergfrieds verlief die gleiche Umfassungsmauer entlang dem westlichen Plateaurand bis zum steil abfallenden Nordabhang. Dort winkelt die ältere Umfassungsmauer gegen Osten ab und bildet zwölf Meter weiter östlich im oberen Bereich einen weiteren Eckverband gegen Süden. Diese Nordostecke und ein Scharten-

fenster gegen Norden deuten darauf hin, dass hier zur älteren Umfassung ein markanter Eckbau hochstand. Die ältere Umfassungsmauer setzt sich noch ca. zehn Meter weiter gegen Osten fort, der nördliche Eingang gehört noch zur älteren Befestigung. Am praktisch senkrecht und zum Teil sogar überhängend gegen den Taleinschnitt des Schmuers abfallenden Nordabhang erübrigte sich eine zusätzliche Befestigung.

Die älteste Umfassungsmauer weist ein recht charakteristisches Mauerwerk auf. Es ist sauber lagenhaft gefügt, wobei die Lagenhaftigkeit erreicht wurde durch Einlegen von horizontalen Egalisierungslagen aus plattigen Steinen.

Auf Grund dieser Eigenart war es möglich, den Verlauf der älteren Umfassungsmauer zu erkennen und diese von den

Mauern der späteren Wiederaufbauphase zu unterscheiden. Diese Mauerungsart weist ins 13. oder 14. Jahrhundert.

Eine Teilzerstörung der Burgranlage

Die ältere Befestigung auf Jörgenberg wird durch einen Brand arg zerstört. Am stärksten davon betroffen wurde die Umfassungsmauer gegen Westen, also die Angriffsseite und der angrenzende Bergfried, welcher innen komplett ausbrannte. Deutliche Brandspuren finden sich auch an der Innenseite der südlichen Umfassungsmauer zwischen Bergfried und Kirche. Dieser Brand kann somit relativchronologisch recht genau eingeordnet werden. Die ältere Umfassungsmauer bestand zu diesem Zeitpunkt bereits, nach dem Brand wurde die Befestigung nochmals wiederhergestellt. Vor allem die starke Zerstörung der Umfassungsmauer gegen Westen lässt eine kriegerische Auseinandersetzung vermuten.

Zu Beginn des 14. Jh. gehörte die Burg den Herren von Friberg, welche sie zusammen mit ihrer Stammfestung Friberg ob Siat vor 1330 an das Haus Österreich übertragen und als Lehen zurückerhielten. Nach dem Aussterben der Friberger um 1330 erhoben offenbar auch die Herren von Vaz Ansprüche auf die beiden Burgen und besetzten diese. Sie schlossen ein Bündnis mit den Rhäzünsern und vereinbarten, dass letztere in den Besitz der Burgen gelangen sollten, wenn sie «gewonnen» würden. Hier findet sich tatsächlich der Hinweis auf eine kriegerische Auseinandersetzung um die Burgen Friberg und Jörgenberg. Österreich musste zunächst die vazischen Ansprüche anerkennen, belehnte es doch 1341/42 Ursula von Vaz und deren Gemahl Rudolf von Werdenberg auf Lebenszeit und verpflichtete sie zur Offenhaltung der Burg.⁷

Die Wiederaufbauphase mit verstärkter Toranlage (Zwinger)

Bei der nachweislichen Teilzerstörung der Burgranlage wurde die Umfassungsmauer gegen Westen vermutlich derart stark beschädigt, dass sich der Wiederaufbau an gleicher Stelle nicht mehr lohnte. Die Schildmauer gegen Westen wurde, etwas gegen Osten verschoben, in einer Stärke von knapp zwei Metern komplett neu aufgebaut. In derselben Wiederaufbauphase wird die bestehende Eingangssituation südlich der Kirche durch den Neubau eines zwingerartigen Vorhofes erheblich verstärkt. Gleichzeitig wird die zwischen Kirche und Bergfried eingespannte ältere Umfassungsmauer aufgehöhht. An diesem Teilstück erkennt man deutlich den Unterschied im Mauerbild der beiden Bauphasen (Abb. 67).

Südlich des neuen Vorhofes entsteht in dieser Phase eine ummauerte, nicht in die Befestigung einbezogene Gartenanlage. Die Ueberbauung und Befestigung entlang dem nördlichen Plateaurand setzt erst nach dem Wiederaufbau der Wehrmauer ein. Der palasartige Bau in der NW-Ecke der Anlage setzt die neue Schildmauer gegen Westen klar voraus, die übrigen Bauten am nördlichen Plateaurand sind an den neuen Palas angebaut.

1378 entstand durch die Vereinigung der Herrschaft Grünenfels mit Friberg die «neue» Herrschaft Jörgenberg. Die Wiederaufbauphase deckt sich möglicherweise mit der Erwähnung der neuen Herrschaft. 1430 bestätigte König Sigismund den Rhäzünsern das Bannrecht u. a. für «sandt Jörgenberg», womit die Freiherren in ihren Gebieten die volle Landeshoheit besaßen. 1458 ging die Herrschaft an Jos Niclaus von Zol-

lern, den Sohn der Ursula von Rhäzüns. Dieser verkaufte 1462 die Herrschaft an das Kloster Disentis. 1580 wurde Jörgenberg schliesslich an L. Gandreya verkauft, welcher noch im Schloss gewohnt haben soll. Der bauliche Niedergang dürfte im 17. Jh. eingesetzt haben.

Zusammenfassung

Die baugeschichtliche Nachuntersuchung am Ruinenbestand auf Jörgenberg hat gezeigt, dass zur Hypothese des frühmittelalterlichen Kirchenkastells keine sichtbaren Befunde vorhanden sind. Der Campanile ist der älteste Baubestand auf Jörgenberg. Die-

ser dürfte im 11. Jh. an der Nordaussenseite einer Vorgängerkirche neu gebaut worden sein. Beim späteren Bau der bestehenden Kirchenruine wurde der Campanile übernommen. Der markante Bergfried ist der älteste feudale Wohnbau auf Jörgenberg. Eine älteste Umfassungsmauer setzt die Kirchenruine und den Bergfried klar voraus und integriert diese beiden bestehenden Bauten in die Südfront der Befestigung. Nach einer Teilerstörung der Burganlage erfolgt ein Wiederaufbau mit Erweiterung gegen Süden. Durch den Neubau des Zwingers wird die Wehrhaftigkeit der Anlage verstärkt, danach erst entstehen die Bauten am Nordrand des Plateaus.

- ADG: Abb. 64.
- Capeder, Giusep, Lumbrein: Abb. 49.
- Cereghetti, Luigi, San Vittore: Abb. 53.
- DPG: Abb. 3, 29-36, 46, 50-52, 55-57, 59, 62, 63, 65-67.
- Franz, Andreas, Küsnacht ZH: Abb. 2, 4, 5.
- Gemeinde Lumbrein, Katasterplan Surin: Abb. 48.
- Giovanoli, Diego, Siedlungsinventar La Punt-Chaumues-ch, DPG 1990: 10.
- Igl Ischi 1991: Abb. 38
- Indergand, Bruno, Cumbel: Abb. 6-8.
- Lozza, Riccardo, DPG: Abb. 40.
- Meyer, Thomas, Chur: Abb. 10-28.
- Nigsch, Sandra, DPG: Abb. 41-45.
- Poeschel, Erwin, Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich und Leipzig 1929: Abb. 60.
- Pollini, Federico, Sondrio: Abb. 1.
- Probst, Eugen, 1898/1930: Abb. 54, 61.
- Scheuermeier, Paul: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Erlenbach
1943: Abb. 37, 39.
- Simonett, Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden (2 Bde.). Basel 1965-1968: Abb. 47.
- Zombory, Henrik, Chur: Abb. 58.

Zeittabelle

-2 Mio.	Kulturstufen	Unterstufen	Wichtige Fundstellen in Graubünden
-10000	Altsteinzeit (Paläolithikum)		
-6000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	ältere	
-5500		jüngere	Mesocco-Tec Nev
-5000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	frühe	Mesocco-Tec Nev
-4000		mittlere	
-2200		späte	Chur – Areal Ackermann Castaneda – Pian del Remit Tamins – Crestis
-1550	Bronzezeit	frühe	Savognin – Padnal
-1300		mittlere	Lumbrein – Crestaulta St. Moritz – Mauritiusquelle
-800		späte Urnenfelderkultur Laugen-Melaun-Kultur	Chur – Sennhof/Karlihof Scuol – Munt Baselgia
-450	Eisenzeit	ältere Hallstattkultur Tamins	Tamins – Post
-15		jüngere Latènekutlur (Kelten) Fritzens-Sanzeno (Räter) Schneller	Chur-Areal Ackermann Lenz – Bot da Loz Castaneda – Gräberfeld
400	Römische Epoche		Chur – Welschdörfli Riom – Cadra
800	Frühmittelalter		Chur – St. Stephan Castiel – Carschlingg Müstair – Kloster St. Johann
1200	Hochmittelalter		Waltensburg – Jörgenberg Zillis – St. Martin Mesocco – Castello
1500	Spätmittelalter		Bauern- und Bürgerhäuser
	Neuzeit		Schloss Haldenstein

Jäger, Sammler
 Sesshaftigkeit, Ackerbau, Viehzucht, Gefässe aus Ton
 Bronze
 Eisen, Geldwirtschaft, Fürstensitze